Die Grenzstreifer.

Dritter Band.

Die
Grenzstreifer.

Von

Gustav Aimard.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Dritter Band.

Leipzig, 1861.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Der Blaue Fuchs.

Wir kehren jetzt zum Blauen Fuchs und seinen Gefährten zurück, welche wir in einem früheren Kapitel in dem Augenblicke verlassen haben, wo sie sich, nachdem die Kugeln an ihnen vorüber gepfiffen waren, mit ihren Freunden hinter Felsstücke und Baumstämme verbargen.

Nachdem die drei Männer jene dringend gebotene Vorsichtsmaßregel zum Schutz gegen ihre unsichtbaren Angreifer getroffen hatten, untersuchten sie ihre Waffen sorgfältig, um auf eine Erwiederung vorbereitet zu sein, worauf sie sich schußfertig hielten und sich nach allen Seiten forschend umsahen.

Sie warteten geraume Zeit, ohne daß die Stille der Wildniß wieder gestört wurde, oder das geringste Merkmal einer zu erwartenden Wiederholung des Angriffes wahrzunehmen gewesen wäre.

Die drei Männer schwebten in der größten Angst, weil sie sich den Angriff nicht erklären konnten, und

nicht wußten, mit welchen Feinden sie es zu thun hätten. Sie waren unschlüssig, was sie thun und auf welche Weise sie sich mit Ehren aus der peinlichen Lage befreien sollten, in welche sie zufällig gerathen waren, da beschloß der Blaue Fuchs endlich auf Kundschaft auszugehen.

Da der Häuptling indessen mit Recht befürchtete, er könne in einen geschickt gestellten Hinterhalt gerathen, der zu dem Zwecke vorbereitet worden, um sich ohne Schwertstreich seiner und seiner Kameraden zu bemächtigen, hielt er es für angemessen, sich, ehe er sich entfernte, der größten Vorsicht zu befleißigen.

Die Indianer sind mit Recht für ihre List berühmt. Die Lebensweise, welche sie von Kindheit auf führen, zwingt sie, sich fortwährend der körperlichen Gaben zu bedienen, welche ihnen die Vorsehung verliehen hat. Das Gehör, der Geruch und besonders das Gesicht ist bei ihnen in so hohem Grade entwickelt und ausgebildet, daß sie mit Vortheil gegen die Raubthiere kämpfen können, die ihnen übrigens als Lehrmeister dienen. Da sie vor den Thieren den Verstand voraus haben, der sie in den Stand setzt, ihre Handlungsweise zu berechnen und die wahrscheinlichen Folgen derselben voraus zu sehen, haben sie eine gewisse Kenntniß ihrer Umgebung erlangt, welche sie überraschende Thaten ausführen läßt und wobei sie eine, alle Grenzen des Möglichen übersteigende Klugheit an den Tag legen, von welcher sich nur Diejenigen einen

Begriff machen können, welche sie mit eigenen Augen beobachtet haben.

Besonders wenn es gilt, eine Fährte aufzuspüren bewährt sich jene Klugheit und Kenntniß der Naturgesetze, welche den Indianern eigen ist, auf überraschende Weise. Wie sorgfältig sich der Feind bemüht haben mag, seine Spur durch jede erdenkliche List zu verbergen und unsichtbar zu machen, entdecken sie dieselbe doch unbedingt. Die Wildniß hat keine Geheimnisse für sie und jene ursprüngliche und erhabene Natur ist ein Buch, dessen Schrift ihnen geläufig ist und in welchem sie lesen, ohne sich nicht nur nie zu irren, sondern auch nie in Zweifel zu sein.

Obwohl der Blaue Fuchs noch sehr jung war, hatte er sich bereits einen wohlverdienten Ruf von Klugheit und Hinterlist erworben. Bei gegenwärtiger Gelegenheit, wo er höchst wahrscheinlich von unsichtbaren Feinden umringt war, deren Blicke unverwandt auf der Stelle weilten, wo er sich verborgen hielt, um alle seine Bewegungen zu beobachten, war er mit verdoppeltem Eifer bemüht, ihren Schlingen zu entgehen und ihre Absichten zu vereiteln.

Nachdem er mit seinen beiden Kameraden für den wahrscheinlichen Fall, daß er ihrer Hülfe bedürfe, ein Zeichen verabredet hatte, legte er seinen Bisammantel dessen Weite die Freiheit seiner Bewegungen hinderte, ab, entkleidete sich ferner aller Zierrathen, mit welchen sein Kopf, sein Hals und seine Brust bedeckt waren und

behielt nur seine Mitassen, eine Art aus zwei Theilen bestehender Beinkleider, welche in gewissen Zwischenräumen mit Haaren zusammengeheftet, um die Hüften mit einem Streifen ungegerbten Hirschleders befestigt sind und bis auf die Knöchel herunter reichen.

Hierauf rollte er sich mehrmals auf dem Sande, um seiner Haut eine erdige Farbe zu geben, steckte dann seinen Tomahawk und sein Scalpirmesser in den Gürtel, von welchen Waffen sich ein Indianer niemals trennt und nachdem er seinen Gefährten, welche den verschiedenen Vorkehrungen aufmerksam gefolgt waren, einen letzten Abschied zugewinkt hatte, streckte er sich auf den Boden und fing an, sich wie eine Schlange durch das hohe Gras und das Gestrüpp zu winden.

Obwohl die Sonne bereits seit einiger Zeit aufgegangen war, und die Prairie mit ihrem blendenden Lichte überströmte, hatte sich der Blaue Fuchs doch so behutsam entfernt, daß er bereits weit weg in der Ebene war, als ihn seine Gefährten noch in ihrer Nähe glaubten. Kein Grashalm bewegte sich, wo er vorüber kam, kein Kiesel lößte sich unter seinen Füßen.

Der Indianer hielt von Zeit zu Zeit inne, durchforschte die Umgebung mit durchdringenden Blicken und sobald er sich für überzeugt hielt, daß Alles ruhig sei und nichts seine Nähe verrathen habe, fing er wieder an, sich mit den Händen und Knien nach der Richtung des Waldes fort zu bewegen, von welchem ihn bald nur noch eine geringe Entfernung trennte.

Er gelangte auf diese Weise an eine Stelle, wo weder Bäume noch Gräser wuchsen, dessen Boden hie und da leichte Spuren zeigten, die ihn vermuthen ließen, daß er sich der Stelle nahe, wo Diejenigen aufgestellt sein müßten, die auf ihn geschossen hatten.

Der Indianer hielt inne, um die Spuren, welche er entdeckt hatte, genauer zu prüfen.

Dieselben schienen von einem einzigen Menschen herzurühren; sie waren plump, breit, ohne Sorgfalt eingeprägt und schienen viel eher einem Weißen zu gehören, der die Sitten der Prairie nicht kannte, als einem Jäger oder einem Indianer.

Die Gebüsche waren auf eine Weise gestreift, als ob Jemand mit aller Gewalt und ohne sich die Mühe zu nehmen, die Zweige zurück zu biegen, durchgedrungen wäre; am betretenen Fußboden zeigten sich hin und wieder Spuren von Blut.

Der Blaue Fuchs konnte sich die seltsame Fährte nicht erklären, welche von denen, die er gewöhnlich verfolgt hatte, gänzlich verschieden war.

Hatten sich seine Feinde der List bedient, ihm eine plumpe Fährte zu zeigen, um die richtige um so besser zu verbergen und ihn dadurch leichter zu täuschen, oder war es wirklich die Spur eines Weißen, der sich in die Wildniß verirrt hatte, ohne die Sitten derselben zu kennen?

Der Indianer wußte nicht, was er denken sollte und befand sich in großer Verlegenheit. Seiner Ansicht

nach waren die Schüsse, welche ihn begrüßt hatten, als er seine Rede eben beginnen wollte, von dort her gekommen.

Zu welchem Zwecke aber hatte Derjenige, wer es auch sein mochte, welcher jenen Hinterhalt gewählt hatte, so sichtbare Spuren seiner Nähe zurückgelassen? Er konnte sich wohl denken, daß sein Angriff nicht ungestraft bleiben und Diejenigen, welche er zur Zielscheibe erwählt hatte, sich sofort zu seiner Verfolgung anschicken würden.

Nachdem der Indianer die Lösung des Räthsels lange vergebens gesucht und sich den Kopf zerbrochen hatte, um zu einem wahrscheinlichen Schlusse zu gelangen, blieb er, nachdem er alle Vermuthungen erschöpft, bei dem ersten Gedanken stehen, der ihm gekommen war, nämlich, daß die Spur falsch und nur zu dem Zwecke bestimmt war, die richtige zu verbergen und die Verfolger irre zu führen.

Der größte Fehler Derjenigen, welche gewöhnt sind, sich nur der List zu bedienen, ist ihr Glaube, daß alle Menschen denken wie sie und keine andere Waffe haben, als die List. Dadurch irren sie sich oft und wenn sich ihre Gegner der einfachsten Mittel bedienen, werden sie dadurch so vollständig getäuscht, daß sie häufig ein Spiel verlieren, welches sie unter allen anderen Umständen würden gewonnen haben.

Der Blaue Fuchs bemerkte bald, daß seine Vermuthung unrichtig sei und er seinem Feinde zu viel Ehre erwiesen habe, indem er eine Schlauheit und Klug-

heit voraussetzte, welche derselbe keineswegs besaß und daß statt der vermeintlichen durchdachten und berechneten List, die ihn täuschen sollte, in der That nichts anderes vorhanden war, als was er gleich anfangs gesehen, nämlich die Spuren der Nähe eines Menschen.

Nachdem der Indianer lange gezaudert und mit sich zu Rathe gegangen war, beschloß er endlich vorzudringen und die vermeintliche falsche Fährte zu verfolgen, in der Ueberzeugung, daß er die richtige bald entdecken werde. Da er indessen glaubte, sehr durchtriebene Leute vor sich zu haben, verdoppelte er seine Vorsicht, drang nur Schritt für Schritt weiter, durchspähete sorgfältig das Dickicht und die Büsche und setzte seinen Weg erst dann fort, wenn er gewiß zu sein glaubte, daß er keinen Ueberfall zu befürchten habe.

Auf solche Weise bedurfte er langer Zeit und es waren bereits zwei Stunden vergangen, seitdem er seine Gefährten verlassen hatte, als er plötzlich am Eingange einer geräumigen Lichtung stand, von welcher ihn nur eine Blätterwand trennte.

Der Indianer hielt inne, richtete sich behutsam empor, bog rechts und links die Aeste auf solche Weise zur Seite, daß er sich umsehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden und blickte hinaus.

Die amerikanischen Wälder wimmeln von jenen Lichtungen, welche theils durch das Verwittern abgestorbener Stämme, theils dadurch entstehen, wenn in Folge der furchtbaren Gewitterstürme, die den Boden

der neuen Welt so häufig von Grund aus durchwühlen, der Blitz in einzelne Bäume fährt und sie umreißt. Die gegenwärtige Lichtung war ziemlich geräumig; ein breiter Fluß durchschnitt sie der ganzen Länge nach und die Spuren, welche im weichen Boden der Ufer desselben eingeprägt waren, verriethen, daß es eine verborgene Tränke der Raubthiere sei.

Eine prachtvolle Mahagoni-Eiche, deren breite Aeste fast die ganze Lichtung beschatteten, befand sich ohngefähr in der Mitte derselben. Am Fuße jener gewaltigen Waldsäulen befanden sich zwei Männer.

Der Erste trug ein Mönchskleid und lag mit geschlossenen Augen todtenblaß am Boden, der Zweite kniete neben ihm und schien ihm die eifrigste Pflege zu widmen.

Der Indianer konnte vermöge seiner Stellung die Züge des zweiten Mannes, der ihm das Gesicht zuwendete, leicht erkennen.

Es war ein hochgewachsener, aber außerordentlich hagerer Mann; seine von Wind und Wetter gehärtete Haut war von der Farbe der Ziegel und von tiefen Runzeln durchfurcht. Ein schneeweißer Bart wallte auf seine Brust herab und vermischte sich mit den gleichfalls weißen Locken seines Haupthaares, das wirr auf seine Schultern fiel. Seine Kleidung war theils die eines nordamerikanischen Parteigängers, theils mexikanisch: Er trug nämlich einen Vigogne-Hut, der mit einer goldenen Quaste geziert war, ein Zarapee, das

ihm als Mantel diente, Beinkleider von violettem, baumwollenem Sammet, über welche lange Gamaschen von Dammhirschleder gezogen waren, die ihm bis an das Knie reichten.

Es war unmöglich, das Alter jenes Mannes zu bestimmen. Obwohl seine finsteren, scharfgeschnittenen Züge, sowie die scheuen, glühenden Augen, die einen irren Blick hatten, ein hohes Alter verriethen, ließ sich durchaus kein Merkmal abnehmender Kraft an ihm wahrnehmen. Seine Haltung war so straff und aufrecht, daß sich seine Größe um keinen Zoll vermindert hatte; seine knochigen, nervigen Glieder schienen mit ihren stahlharten Muskeln ebenso viel Kraft, als Behendigkeit zu verrathen. Er war mit einem Worte das Bild eines gefährlichen Feindes, dessen Blick ebenso sicher, und dessen Arm ebenso schlagfertig zu sein schien, als ob er erst vierzig Jahr gezählt hätte.

Ein Paar lange Pistolen steckten in seinem Gürtel, während ein langer Säbel mit gerader, breiter Klinge, welchen man Machete nennt, ohne Scheide an einem eisernen Ringe an seiner Linken hing. Zwei Rifles, deren einer ihm wahrscheinlich gehörte, lehnten an dem Baumstamme und ein prächtiger Mustang, der in geringer Entfernung ausgepflöckt stand, verzehrte eifrig die jungen Blätter der Bäume.

Der Indianer überschaute auf den ersten Blick, was wir in so vielen Worten beschrieben haben; der Anblick, auf welchen er keineswegs vorbereitet war, schien

ihn aber nicht wenig zu beunruhigen, denn er runzelte die Brauen und unterdrückte mit Mühe einen Ausruf der Verwunderung und des Aergers, als er die beiden Männer sah.

Er lud aus gewohnter Vorsicht seinen Rifle und nachdem es geschehen, fuhr er fort, die beiden Männer in der Lichtung zu beobachten.

Derjenige, welcher das Mönchskleid trug, schien sich aufrichten zu wollen und öffnete halb die Augen; da er aber zu matt war, um das Sonnenlicht, obwohl es durch das dichte Laub der Bäume gedämpft war, zu ertragen, schloß er sie sofort wieder. An der Bewegung seiner Lippen, welche ein leises Gebet zu murmeln schienen, erkannte der Andere, daß das Bewußtsein seines Kranken wiedergekehrt sei.

Er stand, wahrscheinlich in der Meinung, daß Letzterer seiner Pflege, wenigstens vorläufig, nicht mehr bedürfe, auf, griff nach seinem Rifle, stützte sich mit über einander gekreuzten Händen auf den Lauf desselben und nachdem er sich rings in der Lichtung umgeschaut und den im Gebüsche verborgenen Häuptling durch den gehässigen Ausdruck seines Gesichtes erschreckt hatte, blieb er gelassen stehen, und wartete.

Mehrere Minuten verstrichen, während welcher man keinen anderen Laut hörte, als das Rauschen des Wassers über das sandige Flußbett und das geheimnißvolle Summen der verschiedenartigen, im Grase verborgenen Insecten.

Endlich machte der am Boden liegende eine kräftigere Bewegung, als die erste und öffnete die Augen.

Nachdem er einen abwesenden Blick um sich geworfen, richteten sich seine Augen mit seltsamer Starrheit auf die hohe Gestalt des Greises, der immer noch unbeweglich neben ihm stand und ihn mit einem Gemisch von spöttischem Mitleiden und finsterer Schwermuth betrachtete.

„Dank," murmelte er endlich mit matter Stimme.

„Dank wofür?" antwortete der Unbekannte barsch.

„Weil Ihr mir das Leben gerettet habt, Bruder," entgegnete der Verwundete.

„Ich bin nicht Euer Bruder, Mönch," erwiederte der Unbekannte spöttisch, „ich bin ein Ketzer, ein Gringo, wie Ihr uns zu nennen beliebt; seht mich nur genau an, Ihr habt es bis jetzt versäumt: Erblickt Ihr nicht etwa Hörner an meinem Kopfe, oder Pferdefüße?"

Die Worte wurden im Tone eines so beißenden Spottes gesprochen, daß der Mönch eine Zeit lang betroffen schwieg.

„Wer seid Ihr denn?" fragte er endlich mit geheimer Angst.

„Was kümmert es Euch?" erwiederte Jener mit boshaftem Lachen, „vielleicht der Teufel."

Der Verwundete raffte sich rasch auf, versuchte aufzustehen und bekreuzigte sich wiederholt.

„Gott bewahre mich, daß ich in die Hände des Bösen gerathen wäre," stotterte er.

„Ihr seid ein Narr," entgegnete Jener achselzuckend in verächtlichem Tone, „beruhigt Euch, ich bin nicht der Teufel, sondern ein Mensch, wie Ihr, vielleicht nicht ganz so scheinheilig, das ist der einzige Unterschied."

„Redet Ihr wahr? Seid Ihr wirklich ein Mensch wie ich und wollt Ihr mir helfen?"

„Für die Zukunft kann Niemand stehen," entgegnete der Unbekannte mit zweideutigem Lächeln. „Bis jetzt habt Ihr keine Ursache, Euch über mich zu beschweren."

„Nein, ach nein, das glaube ich gewiß nicht, obwohl ich seit meiner Ohnmacht das Gedächtniß so völlig verloren habe, daß ich mich auf nichts besinnen kann."

„Das gilt mir gleich, geht mich nichts an und ich verlange Nichts von Euch zu wissen; meine eigenen Angelegenheiten machen mir genug zu schaffen, ohne daß ich mich um Andere kümmere. Wie steht's, fühlt Ihr Euch kräftiger? Habt Ihr Euch hinlänglich erholt, um Eure Reise fortsetzen zu können?"

„Wie, meine Reise fortsetzen?" fragte der Mönch erschrocken, „wollt Ihr mich denn allein hier verlassen?"

„Warum nicht? Ich habe bereits nur zu viel Zeit an Euch verschwendet und muß jetzt an mich selbst denken."

„Wäre es möglich," rief der Mönch aus, „daß Ihr, nachdem Ihr mir so großmüthig beigestanden, das

Herz hättet, mich fast sterbend hier zu lassen, ohne Euch darum zu kümmern, was ferner aus mir werden sollte?"

„Warum nicht? Ich kenne Euch nicht und brauche Euch nicht zu helfen. Als ich zufällig hier durch die Lichtung kam, sah ich Euch leblos und todtenblaß dort liegen. Ich habe Euch die Hülfe gewährt, welche man in der Wildniß Niemandem versagt. Jetzt seid Ihr zum Leben erwacht, bedürft meiner nicht mehr und ich gehe. Das scheint mir ebenso einfach, als folgerichtig zu sein. Lebt wohl, und möge Euch der Teufel, für welchen Ihr mich vorhin hieltet, in seinen Schutz nehmen."

Nachdem der Unbekannte jene Worte im Tone bitteren Spottes gesprochen, warf er seinen Rifle über die Schulter und schritt auf sein Pferd zu.

„Haltet ein, um Gottes Willen!" rief der Mönch aus, indem er mit geringerer Anstrengung aufstand, als man von seiner Schwäche hätte vermuthen sollen, denn die Furcht gab ihm Kräfte, „was soll aus mir hier allein in der Wildniß werden?"

„Das gilt mir gleich," antwortete der Unbekannte, indem er dem Mönche kaltblütig den Saum seines Zarapee entzog, den derselbe ergriffen hatte; „lautet nicht das Gesetz der Prairie: Jeder für sich?"

„Hört!" fuhr der Mönch redselig fort, „ich heiße Fray Antonio, und bin reich, ich will Euch gut belohnen, wenn Ihr mich beschützt."

Der Unbekannte lächelte verächtlich.

„Wovor fürchtet Ihr Euch denn? Ihr seid ja jung, kräftig und gut bewaffnet, mithin im Stande, Euch selbst zu schützen.“

„Nein, ich werde von grausamen Feinden verfolgt. Heute Nacht haben sie mir eine ebenso entsetzliche, als schmachvolle Qual auferlegt, und es ist mir mit großer Mühe gelungen, mich aus ihren Händen zu befreien. Heute Morgen bin ich zufällig zweien jener Leute begegnet. Bei ihrem Anblicke konnte ich mich einer Anwandlung heftigen Zornes nicht erwehren. Es ist mir eingefallen mich zu rächen; ich habe auf sie gezielt und geschossen und bin dann halb sinnlos vor Wuth und Entsetzen geflüchtet, ohne zu wissen, wohin ich ging. Hier angelangt, bin ich vor Mattigkeit und Erschöpfung zusammengebrochen, denn eines Theils hatten mich die während der Nacht erlittenen Qualen, anderen Theils der angestrengte Marsch durch unwegsame Pfade meiner Kräfte beraubt. Ohne Zweifel verfolgen mich jetzt jene Leute und wenn sie mich finden, was sicherlich geschehen wird, indem es erfahrene Waldläufer sind, welche die Wildniß genau kennen, werden sie mich sicherlich erbarmungslos umbringen. Sie sind meine einzige Hoffnung und ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen im Leben theuer ist, mich zu retten! Meine Dankbarkeit wird keine Grenzen kennen, wenn Sie es thun.“

Der Unbekannte hörte die lange pathetische Rede mit der ruhigsten Miene an. Als der Mönch seinen

Athem und seine Gründe erschöpft hatte, stützte der Fremde den Kolben seiner Flinte auf die Erde.

„Alles, was Sie mir da erzählen kann möglicher Weise wahr sein,“ antwortete er kühl, „ich kümmere mich aber keinen Schuß Pulver darum. Zieht Euch aus der Verlegenheit so gut Ihr könnt, denn Eure Bitten helfen Euch nichts. Wenn Ihr wüßtet, wer ich bin, würdet Ihr mir nicht länger in den Ohren liegen.“

Der Mönch blickte den seltsamen Mann entsetzt an, denn er wußte nicht mehr, was er sagen und wie er den Weg zu seinem Herzen finden solle.

„Aber wer seid Ihr denn?“ fragte er, eher um etwas zu sagen, als in der Hoffnung, eine Antwort auf seine Frage zu bekommen.

„Wer ich bin?“ entgegnete der Unbekannte mit ironischem Lächeln; „wollt Ihr es wissen? Gut, so hört mich an, ich brauche nur wenige Worte zu sagen, doch werden sie genügen, um Euch das Blut in den Adern erstarren zu machen: Ich bin Derjenige, welchen man den weißen Scalpjäger, den Erbarmungslosen nennt.“

Der Mönch bebte zurück und faltete mühsam die Hände.

„Mein Gott!“ rief er entsetzt aus, „ich bin verloren!“

In dem Augenblicke hörte man in geringer Entfernung den Ruf der Eule.

Der Jäger fuhr empor.

„Man hat uns belauscht!“ rief er aus, und eilte rasch in der Richtung davon, wo sich das Zeichen hatte vernehmen lassen, während der Mönch halb todt vor Schrecken niederkniete und ein inbrünstiges Gebet zum Himmel sandte.

Zweites Kapitel.

Der weiße Scalpjäger.

Wir müssen jetzt in unserer Erzählung eine Zeit lang inne halten, um dem Leser nähere Auskunft über den seltsamen Mann zu geben, welchen wir im vorhergehenden Kapitel haben auftreten lassen. So mangelhaft die Nachrichten auch sind, welche wir zu geben vermögen, dürften sie zum Verständnisse der nächstfolgenden Ereignisse unerläßlich sein.

Wenn wir, statt eine wahre Geschichte zu schreiben, einen Roman erfänden, würden wir uns sicherlich hüten, Personen wie den eben erwähnten Scalpjäger auftreten zu lassen; unglücklicher Weise sind wir aber gezwungen, die Bahn zu verfolgen, welche uns vorgezeichnet ist und die Personen so zu schildern, wie sie sind, wie sie gelebt haben und zum Theil noch leben.

Einige Jahre vor der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, verbreitete sich ein dumpfes Gerücht, welches aber bald größere Bestimmtheit annahm und in den grenzenlosen Einöden von Texas großes Aufsehen

machte und nicht nur die Indios-Bravos, sondern auch die Abenteurer aller Art, welche jene ungeheuren Einöden nach allen Richtungen durchstreifen, mit Schrecken erfüllte.

Man erzählte sich nämlich, daß ein dem Anscheine nach weißer Mann, die Wildniß durchstreife und die Rothhäute verfolge, welchen er einen bitteren Haß geschworen zu haben schien. Man schrieb jenem Manne, welcher, wie es hieß, stets allein war, ebenso ausgesucht grausame, als verwegene Thaten zu. Ueberall, wo er auf Indianer stieß, griff er sie, gleichviel wie zahlreich sie waren, an. Diejenigen, welche in seine Hände fielen, scalpirte er, riß ihnen das Herz aus der Brust und damit man erkenne, daß sie seine Opfer seien, ritzte er ihnen in der Magengegend ein Kreuz in das Fleisch. Zuweilen durchstreifte jener unbarmherzige Feind des rothen Menschenstammes die Wildniß der ganzen Länge nach, schlich sich in die Dörfer, äscherte sie während der Nacht, wo Alles schlief, ein und richtete unter den Einwohnern ein furchtbares Blutbad an und selbst Frauen, Kinder und Greise blieben nicht verschont.

Nicht nur die Indianer verfolgte jener finstere Vergelter mit seinem unversöhnlichen Hasse; die Mestizen, oder wer sonst farbiges Blut hatte, sowie die Schwärzer, die Piraten, kurz, alle jene kecken Grenzstreifer, welche sich gewöhnt hatten von dem, an der Gesellschaft begangenen Raube zu leben, wurden von ihm streng zur Rechenschaft gezogen. Die Letzteren scalpirte er nicht, sondern

begnügte sich, sie fest an Baumstämme zu binden, wo sie entweder verhungerten, oder die Opfer wilder Thiere wurden.

In der ersten Zeit näherten sich die Abenteurer und die Rothhäute von dem Gefühle einer gemeinsamen Gefahr getrieben und verbündeten sich wiederholt, um dem gefährlichen Feinde nachzustellen, sich seiner zu bemächtigen und das Recht der Wiedervergeltung an ihm zu üben. Der Mann schien aber mit höheren Gewalten im Bunde zu sein, die ihn vor den Schlingen warnten, welche man ihm legte und die Fallen errathen ließen, die man ihm allenthalben stellte. Er war unnahbar und bewegte sich so rasch, daß er häufig in bedeutender Entfernung von dem Orte erschien, an welchen man ihn erwartete und wo er kurz zuvor gesehen worden war. Die Indianer und Abenteurer behaupteten, er sei unverwundbar und Kugeln wie Pfeile prallten von seiner Brust ab. Bald verschaffte das merkwürdige Glück, welches den seltsamen Mann auf allen Wegen begleitete, dem Namen desselben in der ganzen Prairie einen weit verbreiteten Schrecken. Jedermann fürchtete ihn als ein boshaftes Wesen; die Indianer nannten ihn Kiein-stomann, d. h. der weiße Scalpjäger und die Abenteurer gaben ihm den Beinamen des Erbarmungslosen.

Jener Mann hatte, wie man sieht, die beiden Namen mit vollem Rechte erhalten, denn das Morden und Blutvergießen schien ihm den größten Genuß zu bereiten, und wenn er seine Opfer unter der blutbe-

fleckten Hand beben fühlte und er ihnen das Herz aus der Brust reißen konnte, schien er ein wahres Vergnügen zu empfinden. Man durfte daher seinen Namen nur flüsternd nennen, um die Tapfersten zu schrecken.

Aber wer war jener Mann?

Wo kam er her?

Welcher furchtbare Schicksalsschlag hatte ihn zu der Lebensweise, welche er führte, getrieben?

Niemand vermochte jene Fragen zu beantworten. Der Mann war ein furchtbares Räthsel, was Niemand zu entziffern vermochte.

War es eines jener unheimlichen Geschöpfe, welche Tiger in menschlicher Gestalt zu sein scheinen?

Oder war es ein von einem furchtbaren Unglücke zerrissenes Herz, dessen ganzes Trachten nur der Rache galt?

Beide Annahmen waren möglich, vielleicht waren Beide wahr.

Da aber alle Dinge ihre Kehrseite haben und ein Mensch weder im Guten noch im Bösen vollkommen ist, hatte auch jener Mann zuweilen Anwandlungen, wenn nicht des Mitleides, doch des Ueberdrusses, wo ihn das Blut anekelte und er weniger grausam, weniger erbarmungslos, ja fast menschlich wurde. Solche Augenblicke waren aber von kurzer Dauer, jene Zufälle, wie er sich selbst auszudrücken pflegte selten; die Natur gewann fast immer die Oberhand und er trat um so

schonungsloser auf, weil er nahe daran gewesen, sich rühren zu lassen.

Das war Alles, was man von dem Unbekannten wußte, den wir in einer so sonderbaren Lage erblickt haben. Die Hülfe, welche er dem Mönche hatte angedeihen lassen, widersprach seinen Gewohnheiten so sehr, daß er sich in einer seiner weichherzigsten Stimmungen befinden mußte, um nicht nur einen Mitmenschen so eifrig gepflegt, sondern auch so viel Zeit damit verloren zu haben, seine Bitten und Klagen anzuhören.

Schließlich fügen wir noch hinzu, daß Niemand wußte, ob er eine feste Wohnung habe; daß Niemand einen Anhänger oder ein Wesen erblickt hatte, was ihm zugethan zu sein schien; daß man ihn stets allein gesehen und sein Gesicht während der zehn Jahre, wo er die Wildniß nach allen Richtungen durchstreifte, keine Veränderung erlitten hatte. Er hatte stets so alt und kräftig ausgesehen, sowie sein Bart immer so lang und weiß und sein Gesicht immer von so tiefen Runzeln durchfurcht gewesen war.

Der Scalpjäger hatte sich, wie gesagt, in das Dickicht geworfen, um sich zu überzeugen, von wem das Zeichen ausgegangen wäre, das ihm aufgefallen war. Er stellte sorgfältige Nachforschungen an, welche aber zu keinem anderen Resultate führten, als ihn in der Vermuthung zu bestätigen, daß ein im Gestrüpp verborgener Spion, Alles, was in der Lichtung gesagt und gethan worden war, beobachtet habe.

Nachdem der Blaue Fuchs seine Gefährten herbeigerufen hatte, drang er vorsichtiger Weise tiefer in das Dickicht, denn trotz seines Muthes war er überzeugt, daß er verloren wäre, wenn er in die Hände des Scalpjägers falle.

Der Letztere kehrte gedankenvoll zu dem Mönche zurück, der noch immer im Gebete dalag, das kein Ende nehmen zu wollen schien.

Der Scalpjäger betrachtete den frommen Bruder mit spöttischer Miene, hierauf versetzte er ihm einen kräftigen Hieb mit dem Kolben seiner Flinte zwischen beide Schultern und sagte barsch:

„Aufgestanden!"

Der Mönch fiel auf seine Hände und blieb unbeweglich liegen. Da er überzeugt war, daß ihn jener erschlagen wolle, ergab er sich in sein Schicksal und erwartete den Gnadenstoß, der seiner Meinung nach nicht lange ausbleiben konnte.

„Vorwärts, aufgestanden, verwünschter Mönch," fuhr der Scalpjäger fort, „hast Du nicht genug Paternoster gemurmelt?"

Fray Antonio blickte behutsam auf, ein Hoffnungsstrahl leuchtete ihm wieder.

„Verzeihung, Ew. Gnaden," antwortete er, „ich bin fertig, ich stehe zu Diensten; was befehlt Ihr mir?"

Er stand behende auf, denn der finstere Blick verkündete ihm, daß eine noch so gut gespielte Ohnmacht hier nicht am Platze sein würde.

„Recht so, Schlingel: Du scheinst mir ebenso geschickt eine Flinte abzufeuern, als Gebete herzusagen; lade Dein Gewehr, denn der Augenblick ist gekommen, wo Du Dich wie ein Mann wehren mußt, wenn Du nicht willst wie ein Hund niedergeschossen werden."

Der Mönch blickte sich erschrocken um.

„Ist es denn nothwendig, daß ich mich schlage, Ew. Gnaden?" stotterte er endlich betroffen.

„Wenn Dir nichts daran liegt, mit heiler Haut davon zu kommen, kannst Du auch ruhig bleiben, wo Du bist."

„Vielleicht giebt es noch ein andres Mittel?"

„Welches?"

„Die Flucht zum Beispiel," antwortete er in einschmeichelndem Tone.

„Versuche es," hohnlachte Jener.

Der Mönch fühlte sich durch die halbe Zustimmung ermuthigt und fuhr etwas zuversichtlicher fort:

„Ihr habt ein schönes Pferd."

„Nicht wahr?"

„Ein prächtiges Pferd," fuhr Fray Antonio begeistert fort.

„Ja, und Du würdest es nicht übel nehmen, wenn ich Dich aufsteigen ließe, damit Du schneller flüchten könntest. Nicht wahr?"

„Ach, wie könnt Ihr denken," entgegnete der Mönch mit abwehrender Geberde.

„Genug," fiel ihm der Scalpjäger barsch in's Wort, „denke an Dich, denn Deine Feinde kommen."

Hierauf schwang er sich mit einem Satze in den Sattel, schwenkte sein Pferd herum und postirte sich hinter den Stamm der gewaltigen Mahagoni-Eiche.

Fray Antonio fühlte sich durch die nahende Gefahr angespornt, griff rasch nach seinem Rifle und warf sich ebenfalls hinter den Baum.

In dem Augenblicke krachte es heftig in den Zweigen, die Aeste wurden auseinander gebogen und mehrere Männer kamen zum Vorschein.

Es mochten deren ohngefähr fünfzehn sein und es waren Apachen-Krieger, unter welchen sich der Blaue Fuchs, John Davis und sein Gefährte befanden.

Obwohl der Blaue Fuchs dem weißen Scalpjäger nie begegnet war, hatte er doch so viel von ihm gehört, theils durch die Indianer, theils durch die Jäger, daß er eine unaussprechliche Angst empfand, als er den Namen aussprechen hörte, weil ihm alle Grausamkeiten einfielen, welche jener Mann an seinen Brüdern verübt hatte. Er faßte den Entschluß, sich seiner zu bemächtigen. Er hatte sich beeilt, das verabredete Zeichen zu geben, worauf er mit der bewunderungswürdigen Schnelligkeit, die den Indianern eigen ist, durch die Bäume davon eilte, um die Krieger, welche ihn erwarteten, herbei zu rufen; als er mit denselben zurückkehrte, begegnete er den beiden Jägern, welche das Zeichen vernommen hatten und ebenfalls herbeieilten, um ihm zu helfen.

Der Blaue Fuchs theilte ihnen mit wenigen Worten mit, um was es sich handele; doch sind wir genöthigt, der Wahrheit gemäß zu bekennen, daß jene Eröffnung, weit entfernt, die Krieger und Jäger anzuspornen, vielmehr den Eifer derselben bedeutend abkühlte. Der Gedanke, dem Manne entgegen zu treten, der um so gefährlicher war, weil ihm keine Waffe etwas anhaben konnte und Alle, die ihn bisher angegriffen hatten, als Opfer ihrer Verwegenheit gefallen waren, wirkte keineswegs begeisternd auf sie.

Es war indessen zu spät, um zurückzutreten und die Flucht unmöglich; die Krieger mußten sich daher widerstrebend entschließen, vorzugehen.

Wenn auch die beiden Jäger den blinden Aberglauben und die Scheu ihrer Gefährten nicht vollständig theilten, sagte ihnen doch der Kampf keineswegs zu; da sie sich indessen schämten, Männer zu verlassen, welchen sie sowohl an Klugheit als an Muth überlegen zu sein glaubten, entschlossen sie sich, ihnen zu folgen.

„Ew. Gnaden!" rief der Mönch in kläglichem Tone aus, als er die Indianer nahen sah, „verlassen Sie mich nicht."

„Nein, wenn Du Dich nicht selbst verläßt, Schlingel!" antwortete der Scalpjäger.

Sobald die Apachen den Rand der Lichtung erreicht hatten, gebrauchten sie ihre gewöhnliche Kriegslist, sich hinter die Baumstämme zu verstecken, so daß die vollständig umzingelte Lichtung, in welcher so viele

Männer im Begriffe waren, einen heißen Kampf zu liefern, vollständig verödet zu sein schien.

Es folgte ein Augenblick des Schweigens und der Unschlüssigkeit.

Der Scalpjäger entschloß sich, zuerst das Wort zu ergreifen.

„Holla!“ rief er aus, „was wollt Ihr hier?“

Der Blaue Fuchs wollte eben antworten, aber John Davis verhinderte ihn daran.

„Laßt mich nur reden,“ sagte er.

Hierauf trat er hinter dem Baumstamme, wo er sich verborgen hielt, hervor, trat festen Schrittes ohngefähr bis in die Mitte der Lichtung und fragte in lautem, entschlossenen Tone:

„Wo seid Ihr, der Ihr redet? Fürchtet Ihr etwa Euch zu zeigen?“

„Ich fürchte nichts,“ antwortete der Scalpjäger.

„Nun, so zeigt Euch, damit man wisse, wer Ihr seid,“ fuhr John höhnisch fort.

Auf diese Aufforderung sprengte der Scalpjäger mit einem Satze vor und hielt zwei Schritte vor dem Jäger.

„Hier bin ich,“ sagte er, „was wollt Ihr von mir?“

Davis ließ das Pferd ruhig herankommen, ohne Miene zu machen, demselben auszuweichen.

„Sieh da!“ sagte er, „es ist mir keineswegs unlieb, Euch zu sehen.“

„Habt Ihr mir weiter nichts zu sagen?“ entgegnete Jener barsch.

„Oho! Ihr habt ja große Eile, laßt mich doch erst zu Athem kommen."

„Genug der Neckereien, welche Euch theuer zu stehen kommen könnten; sagt mir, was Ihr mir vorzuschlagen habt, denn ich habe keine Zeit zu müssigen Reden."

„Und woher zum Teufel, wollt Ihr wissen, daß ich Euch Vorschläge zu machen habe?"

„Wäret Ihr denn sonst hier?"

„Wahrscheinlich wißt Ihr schon, um was es sich handelt."

„Wohl möglich."

„Nun denn, welche Antwort gebt Ihr mir?"

„Keine."

„Wie so, keine?"

„Ich ziehe es vor auf Euch einzustürmen."

„Oho! Das ist ein schweres Stück Arbeit, was Ihr Euch da vorgenommen habt: Wißt Ihr wohl, daß wir achtzehn Mann sind?"

„Eure Zahl gilt mir gleich. Wenn Ihr hundert wäret, würde ich ebenso gut auf Euch einstürmen."

„Ich muß bei Gott gestehen, daß ich der Seltenheit wegen neugierig wäre, den Kampf eines Mannes gegen zwanzig mit anzusehen."

„Das wird bald genug besorgt sein."

Bei diesen Worten ließ der Scalpjäger sein Pferd einige Schritte zurücktreten.

„Einen Augenblick, wartet doch zum Teufel! und

laßt mich erst ein Wort mit Euch reden," rief der Jäger eifrig aus.

„Redet."

„Wollt Ihr Euch ergeben?"

„Was?"

„Ich frage, ob Ihr Euch ergeben wollt?"

„Ihr müßt wahrlich von Sinnen sein," hohnlachte der Scalpjäger. „Ich mich ergeben! Bald werdet Ihr mich um Gnade flehen."

„Das glaube ich, bei Gott, nicht, selbst wenn Ihr mich tödten wolltet."

„Kriecht nur jetzt wieder hinter Euer Versteck," sagte der Scalpjäger achselzuckend, „ich will Euch nicht schutzlos umbringen."

„Meinetwegen, um so schlimmer für Euch," sagte der Jäger; „ich habe Euch ehrlich gewarnt und wasche meine Hände in Unschuld, sehet zu, wie Ihr fertig werdet."

„Schönen Dank," entgegnete der Scalpjäger entschlossen, „für den Augenblick stehts noch nicht so schlimm um mich wie Ihr meint."

John Davis begnügte sich stumm die Achseln zu zucken und kehrte langsam, indem er den Yankeedoodle pfiff, in seinen Versteck zurück.

Nicht so der Scalpjäger; obwohl er sich bewußt war, daß ihn eine große Zahl von Feinden umringe und seine Bewegungen beobachte, blieb er fest und unerschütterlich in der Mitte der Lichtung stehen.

„Holla!" rief er höhnend aus, „Ihr tapferen

Apachen, die Ihr Euch wie Kaninchen hinter den Bäumen verkriecht, soll ich Euch in Eurem Baue einräuchern, damit Ihr Euch entschließt, herauszukommen? Nun, entschließt Euch schnell, wenn ich Euch nicht für alte, schwatzhafte, furchtsame Weiber halten soll."

Jene beleidigenden Worte steigerten die Entrüstung der Apachen-Krieger auf das Höchste und sie beantworteten dieselbe durch ein lautes, wüthendes Geschrei.

„Wollen sich meine Brüder noch länger von einem einzigen Manne höhnen lassen?" rief der Blaue Fuchs aus; „seine ganze Kraft liegt in unserer Feigheit. Fallt den bösen Geist wie ein Sturmwind an: er wird dem Andrängen so vieler berühmter Krieger nicht widerstehen können. Vorwärts, meine Brüder, vorwärts! Wir wollen uns die Ehre, den unversöhnlichen Feind unseres Stammes erlegt zu haben, nicht rauben lassen."

Der tapfere Häuptling stieß hierauf sein Kriegsgeschrei aus, welches alle seine Gefährten wiederholten, schwang seinen Rifle entschlossen über seinem Kopfe und drang, gefolgt von seinen Kriegern auf den Scalpjäger ein.

Letzterer ließ sie gelassen herankommen, sobald sie ihm aber erreichbar waren, zog er die Zügel straff, drückte die Kniee in die Weichen seines Pferdes und ließ das edle Thier mitten unter die Indianer hinein sprengen. Jetzt faßte er seinen Rifle beim Laufe, bediente sich desselben wie einer Streitaxt und fing mit einer Kraft und Behendigkeit, die fast an's Uebernatürliche grenzte, an, rechts und links um sich zu schlagen.

Nun entstand ein furchtbares Handgemenge; die Indianer drangen immer erbitterter auf den Mann ein, der sich als geschickter Reiter bewährte, indem er sein Pferd die unerwartetsten Wendungen machen ließ und seine Feinde durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen verhinderte, ihm in die Zügel zu fallen und ihn fest zu halten.

Die beiden Jäger standen anfangs mit dem Gewehr am Fuße ruhig da, weil sie überzeugt waren, daß ein einziger Mann unmöglich einen so zahlreichen und tapferen Feind bekämpfen, vielweniger demselben widerstehen könne. Bald sahen sie aber zu ihrer großen Verwunderung ein, daß sie sich geirrt hatten. Es lagen bereits mehrere Indianer mit zerschmettertem Schädel am Boden, welche den mörderischen unfehlbaren Schlägen des Scalpjägers erlegen waren.

Die Jäger fingen an, sich von dem Ausgange des Kampfes andere Erwartungen zu machen und wollten ihren Gefährten zu Hülfe eilen; aber bei dem wechselvollen Kampfe, der sich fortwährend auf anderem Boden bewegte, konnten sie sich ihrer Rifles nicht bedienen, weil ihre Kugeln statt des Feindes leicht einen Freund hätten treffen können. Sie warfen daher ihre Gewehre bei Seite, zogen ihre Messer und eilten den Apachen, deren Kräfte anfingen erschöpft zu sein, zu Hülfe.

Der Blaue Fuchs lag schwer verwundet bewußtlos am Boden; die noch kampffähigen Krieger dachten bereits an den Rückzug und warfen ängstliche Blicke hinter sich.

Der Scalpjäger kämpfte noch immer mit derselben Erbitterung, höhnte und schmähte seine Feinde und hob und senkte den Arm mit der regelmäßigen Bewegung eines Pendels.

„Aha!" rief er aus, als er die Jäger sah, „wollt Ihr auch Euren Theil, kommt heran, immer heran."

Letztere ließen sich die Aufforderung nicht wiederholen und stürzten blindlings über ihn her.

Sie mußten den Angriff aber schwer büßen: John Davis wurde von dem Pferde des Scalpjägers zu Boden geworfen, wo er bewußtlos liegen blieb, während sein Gefährte im selben Augenblicke mit zerschmettertem Schädel hinstürzte und lautlos verschied.

Dieses letzte Ereigniß gab den Indianern den Gnadenstoß, welche sich unfähig fühlten, dem Schrecken länger zu widerstehen, welchen ihnen jener merkwürdige Mann einflößte und mit entsetzlichem Geheul nach allen Richtungen flüchteten.

Der Scalpjäger warf einen triumphirenden und befriedigenden Blick auf das blutige Schlachtfeld, das mit ungefähr zehn Leichen bedeckt war, spornte dann sein Pferd an, erreichte einen Flüchtling, faßte ihn bei den Haaren, warf ihn quer über seinen Sattel und verschwand unter schrecklichem Hohngelächter im Walde.

Die zehn bis zwölf am Boden liegenden Körper blieben allein in der Lichtung zurück; zwei bis drei derselben hatten noch Leben, die übrigen waren Leichen.

Auch dieses Mal hatte sich der weiße Scalpjäger eine blutige Bahn geöffnet.

Fray Antonio hingegen erachtete es, sobald er sah, daß der Kampf begonnen hatte, für überflüssig, den Ausgang desselben abzuwarten, sondern benutzte klug die Gelegenheit von Baum zu Baum zu schlüpfen, einen wohlberechneten Rückzug anzutreten und zu entkommen.

Drittes Kapitel.

Nach der Schlacht.

Während ohngefähr einer halben Stunde herrschte eine Todtenstille in der Lichtung, welche in Folge des im vorhergehenden Kapitels geschilderten Kampfes den traurigsten und düstersten Anblick bot.

John Davis, der keine schwere Wunde erhalten hatte, sondern nur in Folge des Zusammenstoßes mit dem gewaltigen Pferde des Scalpjägers zu Boden geworfen worden war, öffnete jetzt die Augen und blickte sich verwundert um. Der Fall war heftig genug gewesen, um ihm bedeutende Quetschungen und eine tiefe Ohnmacht zuzuziehen. Als daher der Amerikaner wieder zu sich kam, fühlte er sich noch so betäubt, daß er sich im ersten Augenblicke nicht auf das Geschehene besinnen konnte und sich selbst sehr ernstlich fragte, wie er in die sonderbare Lage gerathen wäre.

Allmählich ordneten sich seine Gedanken, die Erinnerung kehrte wieder und er entsann sich des ebenso seltsamen, als ungleichen Kampfes eines einzigen Mannes

gegen deren zwanzig, aus welchem derselbe, nachdem er seine Angreifer theils getödtet, theils in die Flucht geschlagen hatte, als Sieger hervorgegangen war.

„Jenes Wesen, ob Mensch, ob Teufel, ist bei Gott, ein tüchtiger Bursche!“ murmelte er in sich hinein.

Er stand mit einiger Anstrengung auf, befühlte sorgfältig seine schmerzenden Glieder und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nichts gebrochen habe, fuhr er, offenbar sehr befriedigt, fort:

„Ich bin, Gott sei Dank, nach dem Falle, den ich gethan habe, besser davon gekommen, als zu erwarten stand.“ Hierauf warf er einen mitleidigen Blick auf seinen, neben ihm am Boden liegenden Gefährten und sagte: „Der arme Jim ist nicht so glücklich gewesen, wie ich, seine Streifzüge sind zu Ende! Was hat er für einen furchtbaren Hieb mit dem Machete erhalten! Bah!“ fügte er mit dem selbstsüchtigen Gleichmuthe des Waldläufers hinzu, „wir müssen Alle sterben und die Stunde eines Jeden muß kommen: Heute mir, morgen Dir, das ist der Lauf der Welt.“

Hierauf stützte er sich auf seinen Rifle, denn das Gehen wurde ihm schwer und that einige Schritte in die Lichtung, theils, um seine erstarrten Glieder zu erwärmen, theils um sich durch eine letzte Probe zu überzeugen, daß er unversehrt sei.

Nachdem er die Circulation des Blutes und die Biegsamkeit seiner Gelenke durch eine leichte Bewegung wieder hergestellt hatte, fiel ihm ein, da er der

Sorge für sich selbst überhoben war, ob nicht in dem Einen oder Anderen der am Boden Hingestreckten noch Leben wäre.

„Es sind zwar nur Indianer," murmelte er, „doch bleiben es im Grunde Menschen und wenn sie auch wenig oder keinen Verstand haben, gebietet mir doch die Menschlichkeit, ihnen beizuspringen und zwar um so mehr, als meine gegenwärtige Lage keineswegs erfreulich ist, und mir, wenn es mir gelingt, den Einen oder Anderen zu retten, die Kenntniß der Wildniß, welche sie besitzen, gegenwärtig von großem Nutzen sein würde."

Letzterer Grund bestimmte ihn, denjenigen beizuspringen, welche er außerdem wahrscheinlich ihrem Schicksale, d. h., der Gefräßigkeit der Raubthiere würde überlassen haben, welche nach dem Anbruche der Dunkelheit nicht ermangelt haben würden, sich einer solchen Beute zu bemächtigen.

Indessen müssen wir pflichtschuldigst dem selbstsüchtigen Bürger der Vereinigten Staaten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß er sich, sobald sein Entschluß gefaßt war, der übernommenen Pflicht mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit, als Sachkenntniß unterzog. Die Aufgabe war übrigens für ihn eine leichte, denn die zahlreichen Gewerbe, welche er im Laufe seines bewegten Lebens getrieben hatte, setzten ihn in den Stand, vermöge seiner Erfahrung und ärztlichen Kenntnisse den Verwundeten die zweckmäßigste Pflege zu widmen.

Unglücklicher Weise hatten die Meisten, welche er untersuchte, so schwere Wunden erhalten, daß das Leben schon längst entflohen und jede Hülfe vergebens war.

„Teufel!“ murmelte der Amerikaner bei jeder Leiche, welche er herumwendete, „die armen Wilden sind von Meisterhand getroffen worden!' Wenigstens werden sie nicht lange gelitten haben, denn nach einer so furchtbaren Verwundung müssen sie den Geist fast augenblicklich aufgegeben haben.“

Endlich gelangte er an die Stelle, wo der Blaue Fuchs am Boden ausgestreckt lag; eine breite Schmarre zog sich quer über seine Brust.

„Oho! Da ist ja der würdige Häuptling,“ fuhr er fort, „welch' ein Hieb! Laß sehen, ob auch er todt ist.“

Er beugte sich über den leblosen Körper und hielt die Klinge seines Messers vor den Mund des Indianers.

„Er rührt sich nicht,“ fuhr er muthlos fort, „und ich glaube, daß ich Mühe haben werde, ihm wieder aufzuhelfen.“

Nach einigen Minuten betrachtete er die Klinge seines Messers und bemerkte, daß sie ein wenig angelaufen war.

„Er ist noch nicht todt und so lange Leib und Seele noch beisammen sind, ist noch Hoffnung vorhanden; ich werde mein Heil versuchen.“

Nachdem sich John Davis dahin ausgesprochen, schöpfte er Wasser in seinem Hute, mischte etwas

Branntwein darunter und wusch die Wunde sorgfältig aus. Hierauf untersuchte er dieselbe, überzeugte sich, daß sie nicht tief sei und wahrscheinlich nur der starke Blutverlust die Ohnmacht verursacht habe. Nachdem er diesen sehr richtigen Schluß gezogen, zerrieb er etliche Oregano-Blätter zwischen zwei Steinen, bereitete eine Art Pflaster damit, legte es auf die Wunde und befestigte es mit einem Streifen Baumrinde; dann öffnete er die Zähne des Verwundeten mit der Klinge seines Messers, steckte ihm seine Feldflasche in den Mund und goß ihm einen reichlichen Schluck Branntwein hinein.

Die Bemühungen des Amerikaners wurden durch einen fast augenblicklichen Erfolg belohnt, denn der Häuptling seufzte und öffnete sofort die Augen.

„Bravo!" rief John aus, der über den unverhofften Erfolg sehr erfreut war. „Faßt Muth, Häuptling, Ihr seid gerettet. Ihr könnt Euch übrigens rühmen, so zu sagen aus jener Welt wieder hergerufen worden zu sein!"

Der Indianer war eine Zeit lang vollkommen abwesend, warf irre Blicke um sich und konnte sich weder von seiner Lage, noch von den Gegenständen, welche ihn umgaben, Rechenschaft geben.

John betrachtete ihn aufmerksam in der Absicht, ihm erforderlichen Falles beizuspringen, doch war es nicht nöthig. Der Indianer schien allmählich zum Bewußtsein zu kommen; sein Blick verlor den unstäten

Ausdruck, er richtete sich auf, strich mit der rechten Hand über seine schweißbedeckte Stirne und sagte:

„Der Kampf ist wohl beendet?"

„Ja," antwortete John und wir sind gänzlich geschlagen. Der Einfall, uns jenes Satans zu bemächtigen, war in der That nicht übel."

„Ist er denn davon gekommen?"

„Mit heiler Haut und ohne jede Wunde ist er glänzend davon gekommen, nachdem er etwa zehn Eurer Krieger umgebracht und meinem armen Kameraden Jim den Schädel bis auf die Schultern gespalten hatte."

„Ach," murmelte der Indianer dumpf, „es ist kein Mensch, sondern ein böser Geist."

„Er mag sein, was er will," rief John entschlossen aus, „jedenfalls will ich der Sache auf den Grund gehen, denn ich hoffe sehr, früher oder später dem Satane wieder zu begegnen."

„Möge der Wacondah meinen Bruder vor einer solchen Begegnung bewahren, denn der eingefleischte Teufel würde ihn umbringen."

„Wohl möglich; es ist übrigens nicht seine Schuld, wenn er es nicht bereits heute gethan hat! Er mag sich aber nur vorsehen, denn vielleicht stehen wir uns einst mit gleichen Waffen gegenüber und dann . . ."

„Was bedeuten die Waffen? Habt Ihr nicht gesehen, daß sie ihm nichts anhaben können und sein Körper unverwundbar ist?"

„Mag sein; brechen wir aber jetzt davon ab, um

uns mit Dingen zu beschäftigen, welche uns weit näher angehen. Wie befindet Ihr Euch jetzt?"

„Besser, viel besser, das Pflaster, welches Ihr auf meine Wunde gelegt habt, thut mir sehr wohl und ich empfinde ein unaussprechliches Behagen."

„Desto besser; ruht jetzt einige Stunden, während ich Euren Schlaf bewache, dann werden wir auf Mittel sinnen, uns aus der üblen Lage zu befreien, in welche wir gerathen sind."

Bei diesen Worten lächelte der Indianer.

„Der Blaue Fuchs ist kein furchtsames, altes Weib, was sich nicht rühren kann, wenn es Ohren- oder Zahnschmerzen hat."

„Ich weiß, daß Ihr ein wackrer Krieger seid, Häuptling, die Natur hat aber Grenzen, welche sie nicht überschreiten kann, und trotz Eures Muthes und Eurer Willenskraft müßt Ihr Euch in Folge des erlittenen Blutverlustes bedeutend geschwächt fühlen."

„Ich danke Euch mein Bruder, das sind die Worte eines Freundes; der Blaue Fuchs ist aber ein Sachem bei seinem Volke und nur der Tod soll ihn zur Unthätigkeit zwingen. Mein Bruder mag von der Schwachheit des Häuptlings selbst urtheilen."

Bei diesen Worten raffte sich der Indianer mit jener Energie und Mißachtung der körperlichen Schmerzen, die den rothen Menschen eigen ist, mit gewaltiger Anstrengung empor und es gelang ihm nicht nur fest auf seinen Füßen zu stehen, sondern er ging ohne Bei-

stand einige Schritte, während seine Züge nicht den geringsten Schmerz verriethen.

Der Amerikaner betrachtete ihn mit ungeheuchelter Bewunderung. Obwohl er selbst im wohlverdienten Rufe stand, unerschrockenen Muth zu besitzen, war es ihm fast unbegreiflich, daß die Willenskraft den Körper so vollständig beherrschen könne.

Der Indianer lächelte befriedigt, als er in den Blicken des Amerikaners die Bewunderung las, welche ihm seine That einflößte.

„Ist mein Bruder noch der Meinung, daß der Blaue Fuchs schwach sei?“ fragte er ihn.

„Ich weiß bei Gott nicht, was ich denken soll, Häuptling; was ich Euch vollbringen sehe, übersteigt alle Begriffe und ich bin vollkommen geneigt zu glauben, daß es für Euch nichts Unmögliches giebt.“

„Die Häuptlinge meines Volkes sind berühmte Krieger, welche den Schmerz verlachen und keine Leiden kennen,“ entgegnete der Indianer mit Stolz.

„Das kommt mir nach dem, was ich Euch habe thun sehen, sehr wahrscheinlich vor.“

„Mein Bruder ist ein Mann; er hat mich verstanden. Wir wollen gemeinschaftlich die Krieger untersuchen, welche am Boden liegen, dann können wir immer noch an uns denken.“

„Ich muß leider bekennen, Häuptling, daß wir uns um Eure armen Kameraden nicht mehr zu kümmern haben, Sie bedürfen unserer Hülfe nicht mehr, denn sie sind todt.“

„Gut! Sie sind im wackeren Kampfe gefallen; der Wacondah wird sie in seinem Busen aufnehmen und mit ihnen in den glückseligen Prairien jagen.“

„Amen.“

„Jetzt wollen wir vor allen Dingen das Geschäft beenden, was wir heute früh begonnen haben und wobei wir so unerwartet gestört wurden.“

Trotzdem John Davis mit dem Leben in der Wildniß vertraut genug war, versetzte ihn doch die Kaltblütigkeit jenes Mannes, der dem Tode fast durch ein Wunder entgangen, von einer schweren Wunde gequält und kaum in den Besitz seines Bewußtseins gelangt war, in das größte Erstaunen. Derselbe schien des eben Geschehenen nicht mehr zu gedenken, betrachtete die Ereignisse, deren Opfer er beinahe geworden wäre, wie nothwendige Bedingungen der Lebensweise, welche er führte und nahm ein Gespräch, welches durch einen blutigen Kampf unterbrochen worden, mit der größten Unbefangenheit genau an der Stelle wieder auf, wo man ihn gestört hatte. Trotz des langen Verkehres, welchen der Amerikaner mit den Rothhäuten unterhalten, hatte er sich doch nie die Mühe genommen, ihren Charakter ernstlich zu studiren, weil er, wie die meisten Weißen im Voraus überzeugt war, daß jene Menschen so gut wie keinen Verstand besitzen und ein Leben führen, das von dem der Thiere nur wenig verschieden ist, während das ungebundene, gefährliche Umherschweifen

sie mit der Gefahr so vertraut macht, daß sie dieselbe verachten und ihr nur wenig Wichtigkeit beilegen.

„Wohlan,“ sagte er nach einer Weile, „da Ihr es wünscht, Häuptling, will ich mich des Auftrages entledigen, den ich an Euch habe.“

„Mein Bruder setze sich neben mich.“

Der Amerikaner setzte sich neben den Häuptling auf die Erde, konnte sich aber eines gewissen Schauers nicht erwehren, als er sich so verlassen auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde sah. Der Indianer schien aber so vollkommen gefaßt und ruhig zu sein, daß sich John Davis schämte, seine Furcht blicken zu lassen und mit einer erheuchelten Gleichgültigkeit, die er weit entfernt war, zu empfinden, das Wort ergriff.

„Ein großer Krieger der Bleichgesichter hat mich an meinen Bruder abgeschickt.“

„Ich kenne ihn; er heißt der Jaguar. Sein Arm ist stark und sein Auge glänzt wie dasjenige des Thieres, dessen Namen er trägt.“

„Gut. Der Jaguar wünscht das Beil zwischen seinen Kriegern und denen meines Bruders zu vergraben, damit sie friedlich verbunden nicht mehr gegen einander kämpfen, sondern die Bisam auf denselben Jagdrevieren jagen und gemeinschaftliche Rache an ihren Feinden nehmen. Welche Antwort soll ich dem Jaguar bringen?“

Der Indianer schwieg kurze Zeit; dann blickte er auf.

„Mein Bruder öffne seine Ohren,“ sagte er, „ein Sachem wird reden.“

„Ich höre," antwortete der Amerikaner.

Der Häuptling fuhr fort.

„Die Worte meines Mundes sind aufrichtig, der Wacondah flößt sie mir ein. Seit der Zeit, wo die Bleichgesichter vom bösen Geiste in ihren großen Medicincanoes auf dem Gebiete meiner Vorfahren gelandet sind, haben sie nicht aufgehört, die erbittertsten Feinde der rothen Menschen zu sein. Nachdem sie sich der ergiebigsten und reichsten Jagdgebiete bemächtigt, haben sie ihre Calli's (Dörfer) eingeäschert und die Gebeine unserer Väter den vier Winden Preis gegeben. Ist das nicht das stete Benehmen der Bleichgesichter gewesen? Mein Bruder antworte."

„Ich kann freilich nicht läugnen," sagte der Amerikaner etwas verlegen, „daß Eure Worte Wahrheit enthalten, Häuptling, indessen sind nicht alle Menschen meiner Farbe feindselig gegen die Rothhäute aufgetreten, etliche haben sich bemüht, ihnen Gutes zu thun."

„Uah! Etwa zwei bis drei höchstens und das ist nur ein fernerer Beleg für meine Behauptung. Halten wir uns jetzt an die Frage, welche uns ausschließlich beschäftigt."

„Ja, das wird wohl gethan sein, wie ich glaube," antwortete der Amerikaner, der innerlich entzückt war, der Nothwendigkeit überhoben zu sein, eine Sache zu verfechten, welche ihm voraussichtlich keine Ehre einbringen konnte.

„Mein Volk haßt die Bleichgesichter," fuhr der

Häuptling fort, „der Condor nistet nicht mit dem Mawkawis und der graue Bär gesellt sich nicht zur Antilope, ich selbst hege einen angeborenen Haß gegen die Bleichgesichter. Heute früh würde ich den Vorschlag des Jaguar entschieden abgelehnt haben: denn was kümmern uns die Kriege, welche die Bleichgesichter mit einander führen? Die Dammhirsche freuen sich, wenn sich die Cajoten unter einander zerfleischen. Wir sehen mit Vergnügen, wie sich unsere grausamen Bedrücker unter einander abschlachten; jetzt muß ich meinen Haß, obwohl er sich nicht vermindert hat, in meinem Herzen verschließen. Mein Bruder hat mein Leben gerettet, hat mir beigestanden, als ich am Boden lag und der Tod über meinem Haupte schwebte; die Undankbarkeit ist ein weißes Laster, die Dankbarkeit eine rothe Tugend. Von heute an soll das Beil für den Zeitraum von fünf auf einander folgende Monde zwischen dem Jaguar und dem Blauen Fuchs vergraben sein; während fünf Monden wird der Blaue Fuchs die Feinde des Jaguar als seine eigenen betrachten. Die beiden Häuptlinge werden wie ein Paar Brüder, die sich lieben, neben einander kämpfen. In drei Sonnen nach dem Ende der gegenwärtigen wird der Häuptling an der Spitze von fünfhundert berühmten Kriegern, an deren Fersen viele Cajotenschwänze befestigt sind und die den Kern des Volkes bilden, zum bleichen Häuptling stoßen. Was wird der Jaguar für den Blauen Fuchs und seine Krieger thun?"

„Der Jaguar ist ein freigebiger Häuptling; so

schonungslos er auch mit seinen Feinden verfährt, ist seine Hand stets offen für seine Freunde. Jeder Apachen-Krieger wird einen Rifle, hundert Schüsse Pulver und ein Scalpirmesser erhalten. Außer jenen Geschenken soll drr Sachem zwei Bigogneschläuche voll Feuerwasser haben."

„Uah!" rief der Häuptling offenbar sehr zufrieden aus, „mein Bruder hat gut gesprochen, der Jaguar ist in der That ein großmüthiger Häuptling. Hier ist zur Besiegelung unseres Bündnisses mein Totem und meine Anführerfeder."

Bei diesen Worten zog der Häuptling aus einer Jagdtasche oder Medicinsack, den er über der Schulter trug, ein viereckiges Stück Pergament, auf welchem der Totem oder das symbolische Thier des Stammes grob dargestellt war, reichte es dem Amerikaner, der es in seine Brusttasche steckte, zog dann die Adlerfeder aus seinem Kriegsbüschel und reichte sie ihm gleichfalls.

„Ich danke meinem Bruder, dem Sachem, für die Erfüllung meiner Bitte, er soll nicht bereuen, es gethan zu haben."

„Ein Häuptling hat sein Wort gegeben, jetzt verlängert aber die Sonne die Schatten der Bäume und der Mawkawis wird bald sein Abendlied anstimmen. Es ist Zeit, daß wir den gefallenen Kriegern die letzte Liebe erweisen und uns dann trennen, um unsere gemeinschaftlichen Freunde aufzusuchen."

„Das dürfte uns zu Fuße, wie wir es sind, ziemlich schwer werden," bemerkte John.

Der Indianer lächelte.

„Die Krieger des Blauen Fuchses wachen über ihn," sagte er.

In der That hatte der Häuptling kaum ein gewisses Zeichen zweimal wiederholt, als plötzlich fünfzig Apachen-Krieger in die Lichtung traten und ihn schweigend umringten.

Die Flüchtlinge, welche den gewaltigen Hieben des Scalpjägers entgangen waren, hatten sich bald wieder vereinigt. Sie kehrten nach dem Lager zurück und meldeten ihren Freunden die erlittene Niederlage. Man hatte hierauf eine Abtheilung Reiter unter der Führung eines untergebenen Häuptlings abgeschickt, den Sachem aufzusuchen. Da dieselben aber den Blauen Fuchs im Gespräche mit einem Weißen sahen, blieben sie unter dem Schatten der Bäume geduldig stehen und warteten, bis es ihm gefallen würde, sie herbei zu rufen.

Der Sachem befahl, die Todten zu beerdigen, worauf die Leichenfeier begann, welche aber die Umstände abzukürzen geboten.

Die Leichen wurden sorgfältig gewaschen in neue Bisammäntel gehüllt, dann einzeln in Gräber gelegt, welche man für sie bereitet hatte. Man gab ihnen die Waffen zur Seite und legte das Gebiß des Pferdes und Lebensmittel in jedes Grab, damit es ihnen auf ihrer Reise durch die glückseligen Prairien an nichts fehle und sie, sobald sie beim Wacondah angelangt wären, sofort auf's Pferd steigen und auf die Jagd ziehen könnten.

Nachdem diese verschiedenen Vorkehrungen getroffen worden, schüttete man die Gruben zu und belastete sie mit großen Steinen, damit die Raubthiere die Leichen nicht herausscharren und verzehren könnten.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen, als die Apachen endlich mit der Bestattung ihrer Brüder zu Stande gekommen waren. Der Blaue Fuchs trat jetzt zu dem Jäger, welcher der Feier gleichmüthig, wenn auch nicht gleichgültig beigewohnt hatte.

„Mein Bruder wird zu den Kriegern seines Volkes zurückkehren?" sagte er.

„Ja," antwortete der Amerikaner lakonisch.

„Das Bleichgesicht hat sein Pferd verloren, er mag auf den Mustang steigen, welchen ihm der Blaue Fuchs anbietet, auf solche Weise wird er in weniger als zwei Stunden wieder bei den Seinigen sein."

John Davis nahm das großmüthig gebotene Geschenk dankbar an, schwang sich sofort in den Sattel und sprengte, nachdem er von den Indianern Abschied genommen hatte, eiligst davon.

Die Apachen vertieften sich ihrerseits auf einen Wink des Häuptlings in den Wald und bald war die Lichtung, in welcher so furchtbare Ereignisse stattgefunden hatten, wieder so einsam und still wie früher.

Viertes Kapitel.

Eine Erklärung.

Der Jaguar besaß wie alle Menschen, die den größten Theil ihres Lebens in der Wildniß zugebracht haben, ebenso große Vorsicht als Besonnenheit.

Obwohl er noch sehr jung war, hatte er so sonderbare Erlebnisse erfahren und war in so merkwürdige Auftritte hinein gezogen worden, daß er sich frühzeitig gewöhnte, die Empfindungen seines Herzens zu verbergen und unter allen Umständen jene steinerne starre Miene beizubehalten, welche den Indianern eigen ist und ihnen gegen ihre Feinde als gefährliche Waffe dient.

Als die Stimme Ruhigs plötzlich zu den Ohren des jungen Mannes drang, fühlte sich derselbe von einem inneren Schauer erfaßt und mit gerunzelten Brauen fragte er sich im Geiste, weshalb ihn der Jäger bis in seinem Lager aufsuche und welcher triftige Grund den Canadier bewogen habe, die feindselige Stimmung, welche im wechselvollen Verkehre zwischen ihnen häufig eintrat, zu vergessen.

Der junge Mann besaß indessen reges Ehrgefühl, und die Annäherung eines so geachteten Mannes, wie Ruhigs, schmeichelte ihm mehr, als er sich merken lassen mochte, er verbarg daher seine heimliche Sorge und trat dem Jäger lebhaft und lächelnd entgegen.

Letzterer war nicht allein; Treuherz begleitete ihn.

Die Haltung des Canadiers war, wenn nicht steif. doch wenigstens zurückhaltend, sein Wesen kalt und seine Miene traurig.

„Willkommen in meinem Lager, Jäger," redete ihn der Jaguar freundschaftlich an und reichte ihm die Hand.

„Ich danke," antwortete der Canadier kurz, ohne die dargereichte Hand zu berühren.

„Ich freue mich, Euch zu sehen," fuhr der junge Mann fort, ohne sich abschrecken zu lassen. „Welcher Zufall führt Euch her?"

„Mein Gefährte und ich befinden uns schon lange auf der Jagd; wir fühlen uns erschöpft und sind daher dem Rauche Eures Lagers gefolgt."

Der Jaguar stellte sich, als ob er den ungeschickten Vorwand für baare Münze nähme, dessen sich ein Mann bediente, der sich mit Recht schmeichelte, einer der unermüdlichsten Waldläufer zu sein.

„So nehmt am Feuer meines Zeltes Platz, betrachtet Alles, was Ihr sehet, als Euer Eigenthum und thut danach."

Der Canadier verneigte sich stumm und folgte

nebst Treuherz dem Jaguar, der als Führer durch die Irrgänge des Lagers voranschritt.

Als sie das Feuer erreicht hatten, warf der Jäger einige Hände voll trocknen Holzes in die Gluth, die Jäger setzten sich auf Bisamschädel, welche die Stelle der Sessel vertraten, stopften schweigend ihre Pfeifen und fingen an zu rauchen.

Der Jaguar folgte ihrem Beispiele.

Die Weißen, welche in der Prairie umherschweifen und die ihr Leben lang in jenen unermeßlichen Einöden jagen oder trappen, haben unwillkürlich die meisten Sitten und Gebräuche der Rothhäute angenommen, mit welchen sie ihr Beruf fortwährend in Verbindung setzt.

Es ist ein merkwürdiger Zug der civilisirten Menschen, daß sie einen so großen Hang haben, zu dem wilden Leben zurück zu kehren. Die Jäger, welche größtentheils inmitten der großen Sammelplätze der Bevölkerung geboren worden, geben ihre bequemen Gewohnheiten und städtischen Sitten merkwürdig leicht auf, entsagen der Lebensweise, welche sie während der ersten Hälfte ihres Lebens geführt haben und nehmen die Gewohnheiten, ja sogar die Sitten der Rothhäute an.

Viele Jäger treiben jene Vorliebe so weit, daß man ihnen nicht besser schmeicheln kann, als wenn man sich stellt, als ob man sie für indianische Krieger halte.

Wir müssen hingegen gestehen, daß uns die Rothhäute um unsere Civilisation, um welche sie sich wenig kümmern, keineswegs beneiden und daß Diejenigen, welche

durch Zufall oder aus Handelsrücksichten nach den Städten kommen, wir sprechen nämlich von solchen Städten, wie New-York oder New-Orleans, weit entfernt, über das entzückt zu sein, was sie sehen, nur mitleidige Blicke um sich werfen und nicht begreifen, wie sich Menschen entschließen können in den räucherigen Käfigen, welche sie Häuser nennen, eingesperrt zu sitzen und ihre Kräfte an undankbare Geschäfte zu verschwenden, statt in der freien unbegrenzten Wildniß zu leben und unter dem Auge Gottes den Bisam, den Bären und den Jaguar zu jagen.

Ist diese Ansicht der Wilden ganz ungerechtfertigt? Ist ihr Urtheil falsch? Wir glauben es nicht.

Das Leben in der Einöde hat für denjenigen, dessen Herz empfänglich genug ist, um an den erschütternden Wechselfällen desselben Vergnügen zu finden, einen berauschenden Zauber, der nirgend seines Gleichen hat und den das kleinliche Leben der Städte demjenigen, der es kennen gelernt hat, nimmermehr zu ersetzen vermag.

Die indianische Etiquette, welche in Hinsicht auf Höflichkeit sehr strenge Gesetze vorschreibt, verbietet, dem Fremden, der sich am Lagerfeuer niederläßt, eher eine Frage vorzulegen, bis es ihm selbst gefällt, die Unterhaltung zu beginnen.

In einer indianischen Hütte hält man einen Gast für einen Boten des großen Geistes. So lange es ihm gefällt in derselben zu weilen, wird er vom Indianer als geheiligt betrachtet, selbst wenn es sein Todfeind wäre.

Der Jaguar, welcher die Sitten der Rothhäute genau kannte, kauerte schweigend neben seinen Gästen, rauchte und hing seinen Gedanken nach, während er geduldig darauf wartete, daß es ihnen gefalle, das Wort zu ergreifen.

Nach geraumer Zeit schüttelte Ruhig die Asche seiner Pfeife über dem Nagel des Daumens aus, wandte sich dann zu dem jungen Manne und sagte:

„Ihr hattet mich nicht erwartet, nicht wahr?“

„Das ist wahr,“ entgegnete dieser; „seid aber versichert, daß mir Euer Besuch nicht minder angenehm ist, weil er mir unerwartet kommt.“

Der Jäger verzog den Mund auf seltsame Weise.

„Wer weiß?“ murmelte er, indem er mehr seine eignen Gedanken, als die Worte des Jaguar beantwortete; „vielleicht ist's wahr, vielleicht auch nicht; das menschliche Herz ist ein geheimnißvolles und unergründliches Räthsel und nur die Thoren bilden sich ein, es verstehen zu können.“

„Mit dem meinigen, Jäger, ist es nicht der Fall und Ihr kennt mich genug, um es zu wissen.“

Der Canadier schüttelte den Kopf.

„Ihr seid noch jung; vielleicht kennt Ihr das Herz, von welchem Ihr redet, selbst noch nicht; während des kurzen Zeitraumes, den Euer Leben umfaßt, hat Euch der Sturm der Leidenschaften noch nicht berührt, Euch mit seiner erschütternden Gewalt noch nicht nieder geschmettert. Ehe Ihr mit Ueberzeugung redet könnt, müßt

Ihr gelitten und geliebt haben. Habt Ihr den Kampf wacker bestanden und den Stürmen der Jugend die Spitze geboten, dann ist Euch gestattet, den Kopf stolz empor zu richten."

Die Worte wurden zwar in strengem aber keineswegs bitterem Tone gesprochen.

„Ihr seid heute hart gegen mich," antwortete der junge Mann traurig. „Wodurch habe ich mir Euer Mißfallen zugezogen? Was habe ich Tadelnswerthes begangen?"

„Nichts, ich will es gern glauben, doch fürchte ich, daß bald ... er stockte und schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Sprecht es aus!" entgegnete der junge Mann lebhaft.

„Wozu?" antwortete der Jäger; „warum sollte ich Euch Grundsätze predigen, die Ihr wahrscheinlich verachten und Rath ertheilen, den Ihr übel aufnehmen würdet? Es ist besser, wenn ich schweige."

„Ruhig," antwortete der junge Mann mit einer Bewegung, die er nicht zu unterdrücken vermochte, „wir kennen uns ja schon lange, Ihr wißt wie sehr ich Euch achte und ehre, redet! Was Ihr mir auch zu sagen habt und wie harte Vorwürfe Ihr mir auch machen werdet, schwöre ich Euch doch zu, daß ich sie anhören will."

„Ach, vergeßt, was ich gesagt habe, ich habe Unrecht gehabt mich in Eure Angelegenheiten zu mischen,

denn in der Prairie soll Jeder nur an sich denken; reden wir daher nicht mehr davon."

Der Jaguar blickte ihn lange und bedeutsam an.

„Es sei," entgegnete er, „reden wir nicht mehr davon."

Er stand hastig auf, ging einige Schritte, kehrte dann plötzlich zum Jäger zurück und sagte:

„Verzeiht, wenn ich Euch noch keine Erfrischungen angeboten habe; die Stunde der Mahlzeit ist jetzt gekommen und ich hoffe, daß Ihr und Euer Gefährte mir die Ehre erweisen werdet, mein einfaches Frühstück zu theilen."

Bei diesen Worte blickte der Jaguar den Canadier mit seltsamem Ausdrucke an.

Ruhig schien eine Zeit lang unschlüssig zu sein.

„Mein Freund und ich," sagte er endlich, „haben heute früh beim Aufgang der Sonne, kurz ehe wir Euer Lager betraten, etwas gegessen."

„Ich war dessen gewiß!" brach der junge Mann heftig los. „Jetzt sind meine Zweifel beseitigt, Ihr verweigert mir an meinem Feuer das Wasser und das Salz."

„Ich? Aber Ihr . . ."

„Ach," fiel ihm jener heftig ins Wort, „leugnet es nur nicht, Ruhig. Sucht nicht nach Vorwänden, die Eurer ebenso unwürdig sind, als meiner. Cuerpo de Christo! Ihr seid ein viel zu rechtschaffner und ehrlicher Mann, um nicht offen zu sein. Ihr kennt so gut wie ich das Gesetz der Prairie, daß man bei

einem Feinde keine Speise genießt. Wenn noch ein Funken der wohlwollenden Gesinnung, die Ihr einst für mich hegtet, in Eurem Herzen glimmt, so redet offen und ohne Umschweife, ich verlange es!"

Der Canadier bedachte sich eine Zeit lang und rief dann plötzlich entschlossen aus:

„Ihr habt im Grunde Recht, Jaguar, wir thun besser wie ehrliche Jäger mit einander zu reden, statt Umwege zu machen, wie die Rothhäute, übrigens ist ja auch kein Mensch unfehlbar. Ich kann mich irren, wie jeder Andere und Gott ist mein Zeuge, daß ich es aufrichtig wünsche."

„Ich höre, und wenn Eure Vorwürfe begründet sind, so schwöre ich bei meiner Ehre, daß ich es eingestehen will."

„Gut," antwortete der Jäger in etwas milderem Tone, als bisher, „Ihr redet wie ein Mann; aber vielleicht," fügte er hinzu, indem er auf Treuherz deutete, der sich aus Zartgefühl anschickte, sich zu entfernen, „ist es Euch erwünscht, wenn unser Gespräch geheim bleibt."

„Im Gegentheile," entgegnete der Jaguar lebhaft, „der Jäger ist Euer Freund, ich hoffe, daß er auch bald der meinige wird und ich will kein Geheimniß vor ihm haben."

„Ich wünsche aufrichtig," sagte Treuherz mit einer Verbeugung, „daß die unbedeutende Wolke, welche zwischen Euch und Ruhig aufgestiegen ist, sich zertheilen möge, wie der leichte Nebel, den der Morgenwind verjagt. Ich

will Eurer Unterredung, weil Ihr es wünscht, und ich Euch näher kennen zu lernen verlange, beiwohnen."

„Ich danke Euch, Caballero. Redet jetzt, Ruhig, ich bin bereit die Klagen anzuhören, die Ihr gegen mich auszusprechen habt."

„Unglücklicher Weise giebt das seltsame Leben, welches Ihr seit Eurer Ankunft in hiesiger Gegend führt, Veranlassung zu den ungünstigsten Urtheilen über Euch. Ihr habt eine Anzahl von der Gesellschaft geächteter, gewissen- und gesetzloser Grenzstreifer um Euch versammelt, welche allen Gesetzen der civilisirten Welt Hohn sprechen."

„Sind wir Bewohner der Wildniß, Waldläufer und Jäger der Prairie etwa gezwungen, uns allen kleinlichen Anforderungen der Städte zu fügen?"

„Ja, bis auf einen gewissen Punkt; es ist uns nämlich nicht gestattet den Gesetzen der Menschen offen zu trotzen, welche, obwohl wir uns von ihnen losgesagt haben, nicht minder unsere Brüder bleiben und welchen wir durch unsere Farbe, unsere Religion und die Familienbande, welche uns an sie fesseln und die wir nicht haben abstreifen können, gehören."

„Gut, ich erkenne gewissermaßen die Richtigkeit dieses Grundsatzes an; gesetzt aber, die Männer, welche ich anführe, wären wirklich Räuber und Grenzstreifer, wie Ihr sagt, wißt Ihr denn auch, welcher Beweggrund sie zum Handeln treibt? Könnt Ihr irgend eine Klage gegen sie führen?"

„Nur Geduld, ich bin noch nicht zu Ende."

„So fahrt denn fort."

„Nächst jener Räuberbande, deren Anführer Ihr offenkundig seid, habt Ihr Euch mit den Rothhäuten unter anderen mit den Apachen verbündet, welche das frechste Raubgesindel der Prairie sind; ist das wahr?"

„Ja, und nein, mein Freund, insofern nämlich, als das Bündniß, welches Ihr mir vorwerft, bis zur Stunde zwar nicht bestanden hat, aber heute Morgen durch zwei meiner Freunde mit dem Blauen Fuchse, einem der berühmtesten Apachen-Häuptlinge abgeschlossen worden ist."

„Das trifft sich allerdings unglücklich."

„Warum das?"

„Wißt Ihr denn, was Eure neuen Bundesgenossen heute Nacht vollbracht haben?"

„Wie kann ich es wissen, da ich keine Ahnung habe, wo sie sind und die officielle Nachricht des mit ihnen abgeschlossenen Bündnisses noch nicht erhalten habe."

„So, nun, so will ich es Euch sagen: Sie haben die Venta del Potrero angefallen und von Grund aus zerstört."

Das finstere Auge des Jaguar blitzte zornig auf, er sprang auf seine Füße, griff krampfhaft nach seinem Rifle und rief mit durchdringender Stimme aus:

„Vive dios! Haben sie das wirklich gethan?"

„Gewiß, und wie man glaubt, auf Euren Antrieb."

Der Jaguar zuckte verächtlich die Achseln.

„In welcher Absicht?“ sagte er. „Was ist aber aus Donna Carmela geworden?“

„Sie ist, Gott sei Dank, gerettet!“

Der junge Mann seufzte erleichtert auf.

„Und Ihr habt mich einer solchen Schandthat für fähig gehalten?“ sagte er in vorwurfsvollem Tone.

„Ich glaube es nicht mehr,“ sagte der Jäger.

„Dank, Dank, aber bei Gott, die Schurken sollen das begangene Verbrechen schwer büßen, das schwöre ich; fahrt jetzt fort.“

„Ich fürchte leider, daß Ihr meine zweite Anklage nicht werdet so leicht zurückweisen können, wie Ihr es mit der ersten gethan habt.“

„Laßt Euch dadurch nicht abhalten, zu reden.“

„Eine Conducta de Plata unter der Führung des Capitains Melendez befindet sich auf dem Wege nach Mexiko.“

Der junge Mann schrack zusammen.

„Ich weiß es,“ sagte er kurz.

Der Jäger warf ihm einen forschenden Blick zu.

„Man sagt . . .“ fuhr er zögernd fort.

„Man sagt,“ fiel ihm der Jaguar in's Wort, „daß ich der Conducta auf dem Fuße folge, sie im günstigen Augenblicke an der Spitze meiner Räuber überfallen und mich des Geldes bemächtigen wolle, nicht wahr?“

„Ja.“

„Man hat Recht,“ antwortete der junge Mann kaltblütig, „das ist in der That meine Absicht, weiter?“

Bei diesem frechen Geständnisse erbebte Ruhig vor Verwunderung und Entrüstung.

„Ach," rief er schmerzlich aus, „so ist es denn wahr, was man von Euch sagt und Ihr seid wirklich ein Räuber?"

Der junge Mann lächelte bitter.

„Vielleicht!" sagte er in dumpfem Tone. „Ruhig, Ihr seid noch einmal so alt, wie ich und habt bedeutende Erfahrung, warum urtheilt Ihr vorschnell nach dem Scheine?"

„Wie, nach dem Scheine? Habt Ihr nicht selbst gestanden?"

„Ja, ich habe gestanden."

„Ihr wollt also einen Raub begehen?"

„Einen Raub!" rief er zornig und entrüstet aus, faßte sich aber bald und sagte: „Freilich, Ihr werdet es denken!"

„Mit welchem anderen Namen soll man eine so schändliche That bezeichnen?" rief der Jäger heftig aus.

Der Jaguar blickte rasch auf, als ob er antworten wollte, doch blieb er stumm.

Ruhig betrachtete ihn eine Weile mit einer Mischung von Mitleiden und Zärtlichkeit, wandte sich dann zu Treuherz und sagte:

„Kommt, mein Freund, wir sind nur zu lange hier geblieben."

„Halt!" rief der junge Mann aus; „verdammt mich

noch nicht; Ihr wißt nicht, welche Gründe ich habe, sage ich Euch."

„Jene Gründe können, welcher Art sie auch sein mögen, nicht ehrenhaft sein und ich sehe keine anderen, als das Verlangen nach Raub und Mord."

„Ach!" seufzte der junge Manne schmerzlich, indem er das Gesicht in seinen Händen barg.

„Gehen wir," wiederholte Ruhig.

Treuherz hatte dem Auftritte kaltblütig beigewohnt.

„Einen Augenblick," sagte er; hierauf trat er vor und legte seine Hand auf die Schulter des Jaguar.

Letzterer blickte auf.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er den Jäger.

„Hört mich an, Caballero," antwortete Treuherz in bewegtem Tone; „ich weiß nicht warum ich mich innerlich der Ueberzeugung nicht erwehren kann, daß Euer Benehmen nicht so schändlich ist als es scheint, und daß einst die Zeit kommen werde, wo Ihr Euch rechtfertigen und vor Aller Augen frei von Schuld dastehen werdet."

„Ja, wenn ich reden dürfte!"

„Wie lange glaubt Ihr Euer Schweigen noch beobachten zu müssen?"

„Wer weiß? Das hängt von Umständen ab, über welche ich nichts vermag."

„Ihr könnt also keine Zeit bestimmen?"

„Nein, das ist mir nicht möglich: ich habe einen Eid geleistet und muß ihn halten."

„Gut; so versprecht mir wenigstens eins."

„Was denn?"

„Das Leben des Capitain Melendez nicht zu gefährden."

Der Jaguar zögerte.

„Nun?" fragte Treuherz.

„Ich werde thun was ich kann, um ihn zu schonen."

„Dank!" Jetzt wandte er sich zu Ruhig, der unbeweglich neben ihm stand und sagte: „Nehmt Euren Sitz wieder ein, Bruder, frühstückt getrost mit dem Caballero, ich stehe mit meinem Kopfe für ihn ein; wenn er Euch von heute an gerechnet in zwei Monaten keine befriedigende Erklärung seines gegenwärtigen Benehmens giebt, werde ich, der ich durch keinen Eid gebunden bin, Euch das Räthsel lösen, welches Euch so unbegreiflich scheint, und das Ihr allerdings nicht ergründen könnt."

Der Jaguar erbebte und warf Treuherz einen forschenden Blick zu, der aber an dem gleichmüthig gebliebenen Gesichte des Jägers abglitt.

Der Canadier bedachte sich kurze Zeit, setzte sich dann wieder an das Feuer und murmelte:

„Es sei! in zwei Monaten also." Er fügte heimlich hinzu: „Ich werde ihn unterdessen beobachten."

Fünftes Kapitel.

Die Stafette.

Der Capitain Melendez wünschte den gefährlichen Paß, in dessen Nähe die Conducta lagerte, schleunigst zu passiren. Er wußte, welche große Verantwortung er mit der Leitung der Escorte übernommen habe und wollte sich für den Fall eines Unglückes weder Nachlässigkeit noch Mangel an Vorsicht vorwerfen lassen.

Die Summe, welche die Recua de Mulas transportirte, wurde von der mexikanischen Regierung, die sich stets in Geldnoth befand, mit Ungeduld erwartet. Der Capitain verhehlte sich nicht, daß man ihn für jeden Angriff verantwortlich machen und ihm die Folgen eines Treffens mit den Grenzstreifern rücksichtslos würde tragen lassen.

Seine Besorgniß und Angst stieg mit jedem Augenblicke; die offenkundige Verrätherei des Mönches Fray Antonio vergrößerte seine Zweifel und ließ ihn einen Hinterhalt befürchten. Er fühlte die Gefahr so zu sagen, Schritt für Schritt nahen, ihn von allen Seiten

einschließen und ohne daß er ahnen konnte, von welcher Seite sie ihn bedrohe, machte er sich doch stündlich auf eine furchtbare Katastrophe gefaßt.

Jene geheime Ahnung, jene innere Stimme, welche ihn fortwährend warnte, versetzte ihn in eine unbeschreibliche Aufregung und machte seine Lage so unerträglich, daß er beschloß, sich um jeden Preis aus derselben zu befreien und der Gefahr lieber keck entgegen zu treten, als länger einem Gespenste mit vorgestrecktem Bajonette zu wehren.

Er verdoppelte seine Wachsamkeit, beobachtete selbst die Umgebungen des Lagers; wohnte der Bepackung der Maulthiere bei, die an einander gebunden für den Fall eines Angriffes in die Mitte der treuesten und entschlossensten Soldaten der Escorte gestellt werden sollten.

Lange vor Sonnenaufgang verließ der Capitain, der auf seinem harten, aus Fellen und Decken bestehendem Lager in Folge der inneren Aufregung, welche ihn verzehrte, keine Ruhe finden konnte, dasselbe und durchmaß den engen Raum, der das Innere des Lagers umfaßte, mit hastigen Schritten, wobei er nicht umhin konnte, die Soldaten, welche hie und da in ihre Zarapee's gehüllt, am Boden lagen, um ihren friedlichen, festen Schlaf zu beneiden.

Der Tag dämmerte indessen allmählich. Die schwermüthigen Töne der Eule, welche den Aufgang der Sonne verkünden, ließen sich bereits vernehmen.

Der Capitain stieß den Anführer der Arriero's, der

schlafend am Feuer lag, mit dem Fuße an. Der würdige Mann rieb sich wiederholt die Augen und als er den Schlaf endlich abgeschüttelt, und seine Gedanken geordnet hatte, sagte er mit unterdrücktem Gähnen:

„Carraï! Capitain, welcher Teufel plagt Euch, daß Ihr mich zu einer so frühen Stunde weckt? Sehet, der Himmel fängt kaum an, hell zu werden; laßt mich noch eine Stunde schlafen. Ich träumte eben einen herrlichen Traum, vielleicht stellt er sich wieder ein, der Schlaf ist ein so großer Segen."

Der Capitain konnte sich eines Lächelns über den sonderbaren Ausfall nicht erwehren; doch hielt er es nicht für angemessen, dem Wunsche des Arriero nachzukommen, denn die Lage war zu ernst, um die Zeit verschlafen zu können.

„Munter, munter! Cuerpo de Christo!" rief er ihm zu; „bedenkt, daß wir noch nicht am Rio Seco sind, und wenn wir den gefährlichen Paß vor Sonnenuntergang hinter uns haben wollen, müssen wir uns beeilen."

„Das ist wahr." antwortete der Arriero, der sofort aufsprang und so munter und besonnen war, als ob er seit einer Stunde aufgewacht wäre; „verzeiht, Capitain, vive Dios! Ich bin ebenso interessirt dabei, daß wir keine böse Begegnung machen, wie Ihr. Dem Gesetze nach stehe ich mit meinem Vermögen für die Ladung, die ich übernommen habe, und wenn uns ein Unglück zustoßen sollte, so würde ich mit meiner Familie an den Bettelstab gerathen."

„Ganz recht, an die Bedingung Eures Contractes hatte ich noch gar nicht gedacht.“

„Das wundert mich nicht, denn Ihr seid dabei nicht betheiligt, während sie mir nicht aus dem Sinne kommt und ich versichere Euch, Capitain, daß ich es, seitdem ich die unglückliche Reise angetreten, schon oft bereuet habe, die Bedingungen angenommen zu haben. Ich habe eine geheime Ahnung, daß wir nicht unversehrt jenseits der verwünschten Berge anlangen werden.“

„Bah! Reiner Unsinn, no Bautista. Ihr befindet Euch in der besten Lage, habt eine gute Bedeckung, was könntet Ihr zu fürchten haben?“

„Nichts, ich weiß es wohl und dennoch bin ich überzeugt, daß mir die Reise Unglück bringen wird.“

Der Officier war zwar von derselben Ahnung verfolgt, doch durfte er sich vor dem Arriero seine innere Angst nicht merken lassen, sondern mußte im Gegentheile darauf bedacht sein, ihn zu beruhigen und ihm frischen Muth einzusprechen.

„Ihr seid, auf Ehre, von Sinnen,“ rief er aus; „jagt die verrückten Gedanken zum Teufel, die Ihr Euch in den albernen Kopf gesetzt habt.“

Der Arriero schüttelte bedenklich den Kopf.

„Es steht Euch frei, Don Juan Melendez,“ antwortete er, „meine Einbildungen zu verlachen. Ihr seid ein Gelehrter, und glaubt natürlich an nichts. Ich bin aber ein armer, unwissender Indianer, Caballero, und glaube, was meine Väter vor mir geglaubt haben.

Ihr könnt uns Indianer so viel civilisiren, wie Ihr wollt, Capitain, so bleiben wir doch starrköpfig und Eure neuen Begriffe dringen nicht durch unseren dicken Schädel."

„Nun, so redet," fuhr der Capitain fort, der, ohne die Vorurtheile des Arriero zu verletzen, der Sache gern ein Ende machen wollte, „weshalb glaubt Ihr, daß Eure Reise unglücklich ausfallen muß? Ihr seid doch nicht danach angethan, Euch vor dem eignen Schatten zu entsetzen, denn ich kenne Euch lange genug um zu wissen, daß Ihr unzweifelhaften Muth besitzt."

„Ich danke Euch für Eure gute Meinung, Capitain, ich besitze allerdings, solchen Gefahren gegenüber, die mein Verstand zu fassen vermag, Muth genug, wie ich bereits bewiesen habe. Aber mit Dingen, welche außerhalb der natürlichen Gesetze liegen, die die Welt regieren, ist es etwas Anderes."

Der Capitain biß sich ungeduldig in die Lippen, denn die Geschwätzigkeit des Arriero ermüdete ihn; da er aber den würdigen Mann gut genug kannte, um zu wissen, daß es vergebens sein würde dem Redeflusse desselben Einhalt zu thun und daß man ihn müsse reden lassen.

Es giebt gewisse Menschen, auf welche das Bemühen, sie zur Eile anzutreiben wie der Sporn auf ein stätisches Pferd wirkt, indem sie nicht vorwärts gehen, sondern zurück.

Der junge Mann mäßigte daher seine Ungeduld und antwortete kalt:

„Ihr habt wahrscheinlich vor unserer Abreise eine üble Vorbedeutung bemerkt?"

„Allerdings, Capitain; und wenn ich leicht zu schrecken wäre, so würde ich nach dem, was ich gesehen habe, auf keinen Fall abgereist sein."

„Was war es denn für eine Vorbedeutung?"

„Lacht mich nicht aus, Capitain. Die heilige Schrift weist selbst vielfach nach, daß sich zuweilen Gott darin gefällt, den Menschen heilsame Warnungen zukommen zu lassen, welche sie aber," fügte er seufzend hinzu, „selten so klug sind, zu beachten."

„Das ist wahr," bemerkte der Capitain, um etwas zu sagen.

„Meine Maulthiere waren also gesattelt," fuhr der Arriero fort, der sich von dem Beifalle eines Mannes, wie der Capitain, nicht wenig geschmeichelt fühlte, „die Recua stand unter der Obhut der Peonen im Korral und ich war im Begriffe aufzubrechen. Da ich mich aber von meiner Frau nicht so lange ohne Abschied trennen wollte, schritt ich nach dem Hause, um sie ein letztes Mal zu umarmen. Als ich die Thürschwelle erreicht hatte, blickte ich zufällig auf, da sah ich zwei Eulen auf der Azotea meines Hauses sitzen, welche mich starr anschauten. Bei diesem unerwarteten Anblicke erbebte ich unwillkührlich und wandte den Kopf ab. In dem Augenblicke trugen zwei Soldaten einen Sterbenden

auf einer Trage vorüber. Ein Mönch schritt neben ihm, ließ ihn bußfertige Psalmen hersagen und bereitete ihn vor, als guter, ehrlicher Christ zu sterben. Statt aller Antwort lachte aber der Verwundete den Mönch spöttisch an; plötzlich richtete er sich auf der Trage halb empor, wandte sich zu mir, blickte mich mit den blitzenden Augen spöttisch an und sank zurück, indem er die, offenbar an mich gerichteten Worte murmelte:

„Hasta luevo“ (Auf baldiges Wiedersehn.)

„Hm!“ brummte der Capitain.

„Die Zusammenkunft, welche mir der Sterbende versprach, war keineswegs troſtreich, nicht wahr?“ fuhr der Arriero fort. „Die Worte erschütterten mich heftig und ich sprang in der Absicht auf ihn zu, ihm, wie ich meinte, wohlverdiente Vorwürfe zu machen; er war todt.“

„Wer war der Mann? Habt ihr es erfahren?“

„Ja, es war ein Salteador, welchen die Civicos tödtlich verwundet hatten und auf die Stufen der Kirche trugen, damit er dort sterbe.“

„Ist das Alles?“ fragte der Capitain.

„Ja.“

„Nun gut, lieber Freund, dann habe ich Recht gethan in Euch zu dringen, daß Ihr mir den Grund Eurer Besorgniß nennen möchtet.“

„Wirklich?“

„Ja, denn Ihr habt die erhaltene Warnung ganz falsch gedeutet.“

„Wie so?"

„Hört mich an. Jene Vorbedeutung hat Euch im Gegentheile den Wink geben sollen, daß Ihr durch Vorsicht und Wachsamkeit dem Verrathe entgehen und die Räuber, welche es wagen würden, Euch anzugreifen, zu Boden strecken würdet!"

„So?" sagte der Arriero erfreut, „seid ihr dessen gewiß?"

„So gewiß, wie des ewigen Lebens in jener Welt," antwortete der Capitain, indem er sich fromm bekreuzte.

Der Arriero schenkte den Worten des Capitains, vor dessen überlegener Einsicht er die größte Achtung hatte, den unbedingtesten Glauben; es fiel ihm daher nicht ein, die Wahrheit seiner Versicherung, daß er die Vorbedeutung falsch verstanden habe, die ihm so viel Sorge gemacht, zu bezweifeln. Seine muntere Laune kehrte augenblicklich wieder, er schlug mit den Fingern ein Schnippchen und sagte in fröhlichem Tone:

„Caraï! Wenn dem so ist, so habe ich nichts zu fürchten und brauche unserer lieben Frau von Soledad die versprochene Kerze nicht zu geben."

„Das würde allerdings überflüssig sein," bekräftigte der Capitain.

Der Arriero fühlte sich vollständig beruhigt und eilte zu seinen gewohnten Geschäften zurück.

Auf solche Weise gelang es dem Capitain, indem er auf die Vorurtheile des unwissenden Indianers ein-

ging, ihn allmählig dazu zu bringen, dieselben aufzugeben.

Im Lager herrschte unterdessen reges Leben; die Arriero's striegelten und beluden ihre Maulthiere, während die Dragoner ihre Pferde sattelten und Alles zum Aufbruche vorbereiteten.

Der Capitain folgte den Bewegungen der Leute mit fieberhafter Ungeduld, trieb die Einen an, wieß die Anderen zurecht und überzeugte sich allenthalben selbst, daß seine Befehle pünktlich vollzogen wurden.

Als alle Vorbereitungen beendet waren, befahl der junge Officier, daß die Leute, um Zeit zu ersparen, ihr Frühstück stehend und mit dem Zügel über dem Arme einnehmen sollten, worauf er das Zeichen zum Aufbruche gab.

Die Soldaten schwangen sich in den Sattel, aber in dem Augenblicke, wo sich die Colonne in Bewegung setzen wollte, um das Lager zu verlassen, entstand plötzlich ein heftiges Geräusch im Walde, die Aeste wurden lärmend bei Seite geschoben und ein Reiter, der die Uniform der mexikanischen Dragoner trug, erschien plötzlich in geringer Entfernung und sprengte mit verhängtem Zügel auf die Truppe zu.

Sobald er den Capitain erreicht hatte, brachte er sein Pferd mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit alsbald zum Stehen, und sagte, indem er die Hand militairisch grüßend an den Ordonnanzhut legte:

„Gott behüte Ew. Gnaden. Habe ich die Ehre, mit dem Capitain Don Juan Melendez zu sprechen?"

„Der bin ich," antwortete der Capitain verwundert, „was wollt Ihr?"

„Für meine Person nichts," entgegnete der Soldat, „ich bin aber der Ueberbringer eines Schreibens, das ich Ew. Gnaden eigenhändig übergeben soll."

„Ein Schreiben, von wem?"

„Von Sr. Excellenz dem General Don Jose Maria Rubio, und der Inhalt des Schreibens muß wichtig sein, denn der General hat mir die größte Eile empfohlen und ich habe siebenundvierzig Meilen in neunzehn Stunden zurückgelegt."

„Gut," antwortete der Capitain, „gebt her!"

Der Dragoner zog einen umfangreichen, rothgesiegelten Brief aus der Tasche und überreichte ihn dem Capitain ehrerbietig.

Letzterer nahm den Brief, warf aber dem Soldaten, der starr und unbeweglich vor ihm stand, ehe er denselben las, einen mißtrauischen Blick zu, welchen der Dragoner mit unerschütterlichem Gleichmuthe ertrug. Der Bote war ein wohlgebildeter, hochgewachsener Mann von höchstens dreißig Jahren. Er trug die militairische Kleidung mit einer gewissen Ungezwungenheit. Seine intelligenten Züge drückten List und Schlauheit aus und die schwarzen unstäten Augen, die sich nur mit sichtlichem Unbehagen auf den Capitain richteten, trugen dazu bei, jenen Ausdruck zu erhöhen.

Im Allgemeinen glich der Soldat dem gewöhnlichen mexikanischen Militair und nichts an seinem Aeußeren war geeignet, Aufmerksamkeit oder Mißtrauen zu erregen.

Der Capitain sah sich indessen zu seiner größten Unzufriedenheit gezwungen, mit ihm zu verkehren. Die Ursache seiner Abneigung hätte er schwerlich anzugeben gewußt; doch giebt es gewisse Naturgesetze, deren Einfluß nicht in Zweifel gezogen werden kann und welche uns eine Person auf den ersten Blick und ehe wir sie angeredet haben, angenehm oder unangenehm erscheinen lassen und uns unwillkürlich für oder gegen sie einnehmen.

Aus welcher Quelle entspringt jenes innere Gefühl, dessen Ausspruch so unfehlbar ist? Wir vermögen es nicht zu erklären, sondern begnügen uns eine unzweifelhafte Thatsache zu bestätigen, welche wir selbst im Laufe unseres wechselvollen Lebens erfahren und bewährt gefunden haben.

Wir müssen bekennen, daß sich der Capitain keineswegs zu dem Boten hingezogen fühlte, sondern im Gegentheile sehr geneigt war, ihm zu mißtrauen.

„Wo habt Ihr den General verlassen?“ fragte er den Soldaten, indem er den zwar erbrochenen, aber ungelesenen Brief unschlüssig hin und her wandte.

„In Pozo Rodendo, unfern der Noria de Guadalupa, Capitain.“

„So? Wer seid Ihr, und wie heißt Ihr?“

„Ich bin der Assistent Sr. Excellenz und heiße Gregorio Lopez."

„Kennt Ihr den Inhalt dieser Depesche?"

„Nein, ich vermuthe nur, daß sie wichtig ist."

Der Soldat beantwortete die Fragen des Capitains mit der größten Unbefangenheit und unverkennbarer Offenheit. Er log offenbar nicht.

Don Juan entschloß sich endlich, den Brief zu lesen; runzelte aber bald die Stirn und sah sehr verstimmt aus.

Der Inhalt der Depesche war folgender:

Pozo Redondo, den . . . 18 . . .

Der General Don Maria Rubio, militairischer Oberbefehlshaber des Staates Texas, beehrt sich, dem Capitain Don Juan Melendez de Gongora anzuzeigen, daß neue Unruhen im Staate ausgebrochen sind; mehrere Grenzstreifer und Räuberbanden unter der Leitung verschiedener Führer treiben sich im Lande umher, plündern und verbrennen die Hacienda's, fangen die Transporte ab und verhindern die Communication. Die Regierung hat Angesichts so ernster Umstände, welche das öffentliche Wohl und die Sicherheit der Einwohner gefährden, eine unabweisliche Pflicht erfüllt, indem sie im Interesse Aller allgemeine Maßregeln getroffen hat, um jenem Unwesen zu steuern, ehe es weiter um sich gegriffen hat. Demgemäß ist der Staat Texas in Belagerungszustand erklärt worden u. s. w. (Hier folgte die Aufzählung der Maßregeln, welche der General ergriffen hatte, um die Unruhen

zu unterdrücken, worauf die Depesche folgendermaßen fortfuhr:)

Der General Don Jose Maria Rubio hat durch einen Spion, auf dessen Zuverlässigkeit er rechnen kann, erfahren, daß sich einer der Hauptführer der Insurgenten, welchem man den Beinamen Jaguar gegeben hat, anschicke, die dem Capitain Don Juan Melendez de Gongora anvertraute Conducta de Plata zu entführen und sich besagter Cabecilla zu dem Zwecke vorgenommen habe, der Conducta am Rio Seco, welche Oertlichkeit einem Ueberfalle günstig ist, aufzulauern. Der General Rubio befiehlt daher dem Capitain Melendez, sich von dem Ueberbringer gegenwärtiger Depesche führen zu lassen, der ein treuer, zuverlässiger Mensch ist und die Conducta de Plata nach der Laguna del Venado führen wird, wo sie mit einer Abtheilung Cavallerie zusammentreffen soll, die der General zu dem Zwecke abgeschickt hat und deren Zahl die Conducta vor ferneren Angriffen sichern wird. Der Capitain Melendez wird den Oberbefehl der Truppe übernehmen und sich in möglichst kurzer Frist zum General in sein Hauptquartier begeben."

„Dios y libertad"

Der obere Militairbefehlshaber
des Staates Texas.
Don Jose Maria Rubio.

Nachdem der Capitain die Depesche aufmerksam durchgelesen hatte, blickte er auf und musterte den

Soldaten mit der größten und anhaltendsten Aufmerksamkeit.

Der Dragoner stützte sich auf den Griff seines Säbels und spielte nachlässig mit der Quaste desselben, wobei er das, was um ihn her vorging, keineswegs zu beachten schien.

„Der Befehl ist gemessen," murmelte der Capitain wiederholt vor sich hin, „ich muß mich demselben fügen, obwohl ich im Grunde des Herzens überzeugt bin, daß der Mensch ein Verräther ist." Dann fügte er laut hinzu:

„Kennt Ihr die hiesige Gegend genau?"

„Son Hijo del Pays" (ich bin ein Kind des Landes), antwortete der Dragoner, „und es giebt keinen noch so versteckten Pfad, den ich nicht als Kind wohl hundert Mal durchschritten hätte."

„Wißt Ihr, daß Ihr mir als Führer dienen sollt?"

„Sr. Gnaden, der General, haben mir die Ehre erwiesen, es mir zu sagen."

„Und glaubt Ihr uns ungefährdet bis an die Stelle bringen zu können, wo man uns erwartet?"

„Ich werde wenigstens nichts versäumen, was dazu erforderlich ist."

„Gut. Seid Ihr müde?"

„Mein Pferd ist angegriffener, wie ich. Wenn Ihr mir wollt ein anderes vorführen lassen, stehe ich augenblicklich zu Diensten, denn ich sehe, daß Ihr ungeduldig seid, aufzubrechen."

„Allerdings. Sucht Euch ein Pferd aus."

Der Soldat ließ es sich nicht zweimal sagen. Mehrere frische Pferde folgten der Escorte. Er wählte eines derselben und zäumte es mit dem Geschirr auf, das er dem andern abgenommen hatte. Nach wenigen Minuten war er fertig und schwang sich in den Sattel.

„Ich stehe zu den Befehlen Ew. Gnaden."

„Fort," sagte der Capitain, während er in sich hinein murmelte: „Ich werde den Schlingel unterwegs nicht aus den Augen verlieren."

Sechstes Kapitel.

Der Führer.

Die militairischen Vorschriften heischen unbedingten Gehorsam, gewisse Grundsätze dürfen unter keiner Bedingung mißachtet werden und die Subordination kennt weder Zweifel, noch Umwege. Der Wahlspruch, der an den Höfen des Ostens so beliebt ist, nämlich: Hören und gehorchen ist Eins, findet auf die militairische Gewalt buchstäbliche Anwendung. So eisern das Gesetz übrigens auf den ersten Blick auch scheinen mag, darf es unbedingt nicht anders sein, denn wenn man den Untergebenen das Recht zugestehen wollte, die Befehle ihrer Vorgesetzten zu bekritteln, so würde alle Mannszucht sofort aufhören; die Soldaten würden nur noch ihrer eignen Laune gehorchen und vollständig unlenksam werden und die Armee, weit entfernt, dem Lande die Dienste zu erweisen, die man von ihr erwartet, würde für dasselbe eine wahre Plage werden.

Solche und ähnliche Gedanken drängten sich dem jungen Capitain unabweislich auf, während er gedanken-

voll dem Führer folgte, welchen ihm die Depesche des Generals so seltsamer Weise aufzwang. Der Befehl war aber so bestimmt und gemessen, daß er gezwungen war, ihn zu befolgen, und er that es, obwohl er innerlich überzeugt war, daß der Mann, welchem zu vertrauen man ihm befohlen hatte, wenn auch kein Verräther, doch jedenfalls des wichtigen Amtes, welches man ihm übergeben hatte, vollkommen unwürdig sei.

Der Bote selbst ritt sorglos an der Spitze des Zuges, rauchte, lachte und sang und schien keine Ahnung zu haben, mit welchem Mißtrauen man ihn beobachte.

Der Capitain hatte allerdings die ungünstige Meinung, welche er von dem Führer hegte, sorgfältig verschwiegen und gab sich äußerlich den Schein, als ob er ihm das größte Zutrauen schenke. Die Vorsicht zwang ihn, in der bedenklichen Lage, in welcher sich die Conducta befand, den Begleitern derselben die Besorgniß ihres Anführers nicht ahnen zu lassen, damit sie durch die Furcht vor einem möglichen Verrathe nicht entmuthigt würden.

Der Capitain hatte vor dem Abmarsche nicht ohne Absicht den gemessensten Befehl ertheilt, die Waffen in Stand zu halten; ferner schickte er neben und vor der Truppe Kundschafter aus, welche sich überzeugen sollten, ob der Weg frei und keine Gefahr zu fürchten wäre. Kurz er hatte alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, welche den glücklichen Verlauf seiner Reise sichern konnten. Der Führer, um dessen willen jene Vorbereitungen so um-

ständlich getroffen wurden, hatte denselben nicht nur gleichmüthig beigewohnt, sondern schien sie vollkommen zu billigen. Er verschärfte die Befehle des Capitains und machte auf die Geschicklichkeit aufmerksam, mit welcher die Grenzstreifer zwischen den Bäumen und hohen Gräsern durchzuschlüpfen verstehen, ohne Spuren zu hinterlassen und empfahl den Kundschaftern die größte Sorgfalt bei der Ausübung ihres Amtes.

Je näher die Conducta den Bergen kam, um so schwieriger und gefährlicher wurde der Marsch. Die anfangs vereinzelten Baumstämme drängten sich enger zusammen und bildeten bald einen dichten Wald, durch welchen man sich mit der Axt Bahn brechen mußte, weil die Ranken der Schlinggewächse häufig eine so dichte Wand bildeten, daß es unmöglich war, hindurch zu kommen. An anderen Stellen traf man auf ziemlich breite Gewässer, deren Ufer schwer zugänglich waren und die man durchschwimmen mußte. Man sah sich genöthigt, sich zwischen Iguanen und Alligatoren hindurch zu winden, während das Wasser den Pferden häufig bis an die Brust reichte.

Das dichte Blätterdach, unter welchem sich der Zug mühselig fortbewegte, gestattete keinen Blick auf den Himmel, und die wenigen Sonnenstrahlen, welche sich durch die dicht verzweigten Aeste Bahn brachen, vermochten die Dunkelheit, welche selbst während des Tages in den Wäldern herrscht, nur unvollkommen zu vertreiben.

Die Europäer, welche keine andere Waldungen kennen, als die der alten Welt, können sich keinen entfernten Begriff von jenen grünen Weltmeeren machen, die man in Amerika Urwälder nennt.

Die Bäume in denselben scheinen vollständig mit einander verwachsen zu sein, so dicht sind ihre Stämme und Aeste mit Schlingpflanzen umwunden, die bald bis auf den Boden reichen, bald wie ungeheure Orgelpfeifen wieder empor schießen und aus der Mitte der ungeheuern Büsche der Mistel, welche man spanischen Bart nennt und dessen Blüthen die Spitzen aller Baumzweige bedecken, unaufhörlich hinauf und herunter steigen und die phantastischsten Guirlanden bilden. Der von Pflanzenabfällen aller Art, sowie von dem Humus der abgestorbenen Baumstämme bedeckte Boden ist mit einem dichten Grase, das eine Höhe von mehreren Metern erreicht, überwachsen. Die Bäume gehören fast alle derselben Gattung an und gleichen sich so vollkommen, daß jeder Folgende nur eine treue Wiederholung des Vorhergehenden zu sein scheint.

Die Tritte der Raubthiere haben seit Jahrhunderten Pfade durch jene Wälder gebahnt, welche dieselben in allen Richtungen durchkreuzen und nach den verborgenen Tränken derselben führen. Hie und da haben sich unter dem Laube faulende Moräste gebildet, über welchen sich unzählige Mosquito's summend tummeln und aus welchen dichte Nebel aufsteigen, die den Wald verdunkeln. Insekten und Reptilien aller Art winden sich geräuschlos am Boden hin, während das Geschrei der Vögel und

das dumpfe Gebrüll der Raubthiere ein betäubendes Concert bilden, das die Schluchten in tausendfachem Wiederhalle zurückwerfen.

Die unerschrockensten Waldläufer wagen sich nur mit Zagen in die Urwälder, denn es ist fast unmöglich, eine bestimmte Richtung in denselben zu verfolgen und auf die Pfade, welche sich unter einander durchkreuzen und verwirren, kann man sich nicht verlassen. Die Jäger wissen aus Erfahrung, daß man, wenn man sich in einem Urwalde verirrt hat, wenn kein Wunder geschieht, hinter dem Gewirre des hohen Grases und der Ranke der Schlinggewächse rettungslos umkommen muß und nicht hoffen darf durch ein menschliches Wesen erlöst zu werden.

Einen solchen Urwald hatte die Caravane jetzt betreten.

Der Führer schritt unbedenklich und sorglos immer weiter. Er schien die Richtung genau zu kennen und begnügte sich in langen Zwischenräumen einen zerstreuten Blick nach rechts oder links zu werfen, ohne deshalb den Schritt seines Pferdes zu mäßigen.

Der Mittag war unterdessen herangekommen, es herrschte eine drückende Schwüle, die Pferde und Menschen, welche seit vier Uhr früh unterwegs waren und die schwierigsten Wege passirt hatten, waren völlig erschöpft und forderten gebieterisch eine Ruhe, deren sie dringend bedurften, ehe sie weiter vordringen konnten.

Der Capitain entschloß sich, seine Truppe in einer

jener geräumigen Lichtungen lagern zu lassen, wie sie in jenen Ländern häufig sind und die ihre Entstehung entweder den verwitterten und abgestorbenen, oder den vom Blitz getroffenen und umgestürzten Baumstämmen verdankten.

Es wurde Halt geboten. Die Soldaten und Arriero's seufzten befriedigt auf und hielten augenblicklich an.

Der Capitain, dessen Augen in dem Augenblicke auf den Führer gerichtet waren, bemerkte einen Ausdruck der Unzufriedenheit in den Zügen desselben; so bald aber der Mann bemerkte, daß man ihn beobachte stellte er sich, als ob er die allgemeine Freude theile und stieg vom Pferde.

Die Maulthiere und Pferde wurden abgesattelt und ihnen das Gebiß abgenommen, damit sie den jungen Nachwuchs der Bäume und das Gras, was im Ueberflusse dort wuchs ungehindert abweiden könnten.

Die Soldaten nahmen ihr einfaches Mal zu sich, hüllten sich dann in ihre Zarapee's, und legten sich hin, um zu schlafen.

Bald waren sämmtliche Mitglieder der Caravane eingeschlummert. Nur zwei Männer wachten, nämlich der Capitain und der Führer.

Wahrscheinlich waren Beide von zu ernsten Gedanken und Sorgen verfolgt, um den Lockungen des Schlafes nachgeben zu können.

Wenige Schritte von der Lichtung wälzten sich

riesige Iguanen in dem grauen Moraste eines Baches, dessen Gewässer mit leisem Gemurmel über die Hindernisse aller Art rieselte, die sich seinem Laufe entgegenstellten und wärmten sich an den Strahlen der Sonne. Schaaren von Insekten erfüllten die Luft mit ihrem fortwährenden Gesumme. Die Eichhörnchen hüpften vergnügt von Ast zu Ast; die unter dem Laube verborgenen Vögel sangen aus Leibeskräften und zuweilen wurde das scheue Auge und der schlanke Kopf eines Dammhirsches oder Ashata übe rdem hohen Grase sichtbar und verschwand erschrocken hinter dem Gebüsch.

Die beiden Männer waren aber mit ihren eignen Gedanken zu ausschließlich beschäftigt, um zu bemerken, was um sie her vorging.

Der Capitain blickte auf und sah die Augen des Führers mit seltsamer Starrheit auf sich gerichtet. Er war velegen, sich ertappt zu sehen und suchte den Officier dadurch zu täuschen, daß er ihn anredete, welche verbrauchte Kriegslist derselbe aber durchschaute.

„Wir haben einen heißen Tag, Ew. Gnaden," sagte er in nachlässigem Tone.

„Ja," antwortete Jener lakonisch.

„Empfindet Ihr keine Neigung zum Schlafen?"

„Nein."

„Meine Augenlider werden so schwer, daß mir die Augen unwillkürlich zufallen. Mit Eurer Erlaubniß folge ich dem Beispiele unserer Kameraden und über-

lasse mich dem erquickenden Schlafe, dessen sie sich so friedlich erfreuen.

„Einen Augenblick, ich habe einige Worte mit Euch zu reden.“

„Mit mir?“

„Ja.“

„Gut,“ sagte er in vollkommen gleichgültigem Tone.

Er stand mit einem unterdrückten Seufzer auf und setzte sich neben den Capitain, welcher zurückte, um ihm unter dem erquickenden Schatten eines gewaltigen Baumes der seine riesigen mit Epheu und spanischem Barte dicht bewachsenen Zweige über seinem Kopfe ausbreitete Platz zu machen.

„Wir haben ernste Dinge mit einander zu sprechen,“ fuhr der Capitain fort.

„Wie Ihr befehlt.“

„Ist es Euch möglich, aufrichtig zu sein?“

„Wie?“ stotterte der Soldat, den die unerwartete Frage aus der Fassung brachte.

„Oder könnt Ihr ehrlich sein, wenn Euch das verständlicher ist?“

„Es kommt darauf an.“

Der Capitain blickte ihn an.

„Wollt Ihr meine Fragen beantworten?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wieso wißt Ihr es nicht?“

„Ja sehet, Ew. Gnaden,“ fuhr der Führer mit alberner Miene fort, „meine Mutter, die rechtschaffne

Frau, hat mich immer vor zweierlei Leuten gewarnt, nämlich vor denen, die Geld borgen und denen, die Fragen thun, denn fügte sie kluger Weise hinzu, die Einen haben es auf Deinen Beutel, die Anderen auf Dein Geheimniß abgesehen."

„Ihr habt also ein Geheimniß?"

„Ich? Nicht im Geringsten."

„Was habt Ihr in dem Falle zu fürchten?"

„Nicht viel, das ist freilich wahr. Nun fragt nur zu, Ew. Gnaden, ich werde mich bemühen zu antworten."

Der mexikanische Bauer, d. h. der Manzo, oder civilisirte Indianer hat mit unseren Bauern der Normandie eine große Aehnlichkeit, indem es fast unmöglich ist von dem Einen, wie von dem Anderen auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu bekommen. Der Capitain mußte sich mit einer halben Zusage des Führers begnügen. Er fuhr fort:

„Wer seid Ihr?"

„Ich?"

„Ja."

Der Führer lachte.

„Ihr seht es ja," sagte er.

Der Capitain schüttelte den Kopf.

„Ich frage Euch nicht, was Ihr scheint, sondern was Ihr wirklich seid?"

„Ja, Ew. Gnaden, welcher Mensch kann für sich stehen und genau sagen, was er ist?"

„Hört Schlingel," fuhr der Capitain in drohendem Tone fort, „ich will meine Zeit nicht damit verlieren, alle Ausreden anzuhören, die Ihr für gut finden werdet, zu erfinden. Antwortet bündig auf meine Fragen, sonst ..."

„Sonst?" wiederholte der Führer spöttisch.

„Schieße ich Euch nieder, wie einen Hund!" antwortete Jener, indem er eine Pistole aus der Tasche zog und sie schnell lud.

Das Auge des Soldaten blitzte auf, seine Züge blieben aber starr und keine Muskel seines Gesichtes zuckte.

„Oho! Herr Capitain," antwortete er finster, „Ihr habt auf Ehre eine eigenthümliche Art, Eure Freunde auszufragen."

„Wer versichert mir denn, daß Ihr der meinige seid? Ich kenne Euch nicht."

„Das ist wahr, aber Ihr kennt die Person, welche mich zu Euch schickt, wißt, daß es sowohl Euer, als mein Vorgesetzter ist und so gut ich ihm gehorcht habe, indem ich zu Euch gekommen bin, es ist Eure Pflicht, den Befehlen zu gehorchen, welche er Euch ertheilt hat."

„Ja, aber jene Befehle sind mir durch Euch zugekommen."

„Was liegt daran?"

„Wer bürgt mir dafür, daß die Depesche, die Ihr mir überbracht habt, wirklich in Eure Hände übergeben wurde?"

„Carramba! Capitain, was Ihr da sagt, ist nicht

sehr schmeichelhaft für mich," antwortete der Führer in beleidigtem Tone.

„Ich weiß es wohl; leider leben wir aber in einer Zeit, wo es so schwer ist, den Freund vom Feinde zu unterscheiden, so daß man sich nicht genug vorsehen kann, um nicht in eine Falle zu gerathen; die Regierung hat mir einen sehr schwierigen Auftrag gegeben und ich muß gegen Leute, die ich nicht kenne, zurückhaltend sein."

„Ihr habt Recht, Capitain; auch nehme ich Euren Argwohn, wie beleidigend er auch sein mag, nicht übel. In schwierigen Lagen muß man besondere Maßregeln ergreifen. Ich werde mich bemühen, Euch durch mein Benehmen zu beweisen, daß Ihr Euch in mir geirrt habt."

„Es sollte mich freuen, wenn es der Fall wäre; sehet Euch aber vor. Sobald mir in Euren Bewegungen, oder Euren Worten Etwas verdächtig erscheint, schieße ich Euch unbedenklich nieder. Jetzt seid Ihr gewarnt und könnt Euch darnach richten."

„Wohlan, Capitain, ich nehme die Verantwortung auf mich. Was auch geschehen möge, weiß ich, daß mein Gewissen mich frei spricht und ich mir keinen Vorwurf zu machen habe."

Er sprach die Worte mit anscheinender Offenheit, welche den Capitain, trotz seines Argwohnes irre machte.

„Wir werden sehen," sagte er. „Haben wir den verwünschten Wald, in welchem wir uns befinden, bald hinter uns?"

„Wir haben nur noch zwei Tagemärsche zurückzulegen. Bei Sonnenuntergang werden wir Diejenigen erreicht haben, die uns erwarten."

„Das gebe Gott!" murmelte der Capitain.

„Amen!" fügte der Soldat spöttisch hinzu.

„Da Ihr aber für gut befunden habt, keine von den Fragen zu beantworten, die ich Euch vorgelegt habe, so werdet Ihr es nicht übel deuten, wenn ich Euch von nun an nicht wieder aus den Augen verliere und Euch, sobald wir weiter ziehen, neben mir behalte."

„Wie Ihr wollt, Capitain; Ihr habt die Gewalt, wenn auch nicht das Recht auf Eurer Seite und ich bin gezwungen, mich Eurem Willen zu fügen."

„Gut, jetzt könnt Ihr schlafen, wenn Ihr wollt."

„Ihr habt mir also nichts mehr zu sagen?"

„Nichts."

„So werde ich die Erlaubniß, welche Ihr mir gebt, benutzen und mich bemühen, das Versäumte wieder einzuholen."

Der Soldat erstickte ein Gähnen, entfernte sich einige Schritte, streckte sich auf die Erde, schloß die Augen und schien bald fest eingeschlafen zu sein.

Der Capitain fuhr fort zu wachen. Die eben gepflogene Unterhaltung mit dem Führer hatte seine Besorgniß nur gesteigert, indem er erkannte, daß der Mann unter einer rohen und gemeinen Außenseite, bedeutende Schlauheit verbarg. Nicht nur hatte er keine der an ihn gerichteten Fragen beantwortet, sondern in

kurzem den Capitain gezwungen, statt des feindseligen Tones einen abwehrenden anzustimmen, indem er ihm so logische und eingehende Gründe entgegenstellte, daß der Officier nichts dagegen einwenden konnte.

Don Juan befand sich jetzt in der schlimmsten Stimmung, die einen beherzten Mann quälen kann, denn er war unzufrieden mit sich selbst und der Welt und während er im Herzen überzeugt war, daß er Recht habe, sah er sich gewissermaßen gezwungen, einzugestehen, daß er Unrecht gehabt.

Die Soldaten mußten, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die üble Laune ihres Vorgesetzten am stärksten empfinden; denn der Officier, der die Dunkelheit der Nacht und das Mißgeschick fürchtete, welches er gegen sich gerüstet zu sein glaubte und keineswegs wünschte, von der Dunkelheit in dem undurchdringlichen Walde überrascht zu werden, kürzte die Rast bedeutend ab.

Ohngefähr nach zwei Uhr nach Mittag ließ er zum Aufbruche blasen.

Die größte Hitze war vorüber, die schräger fallenden Strahlen der Sonne hatten bedeutend an Kraft verloren und der Marsch wurde unter verhältnißmäßig weit günstigeren Bedingungen wie früher, fortgesetzt.

Der Capitain befahl versprochener Maßen dem Führer neben ihm zu bleiben und verlor denselben so wenig, als möglich aus den Augen.

Jener schien über eine so peinliche Aufsicht keineswegs verstimmt zu sein, sondern rauchte seine Mais-

Cigarrette mit der früheren sorglosen Miene und trällerte halblaut einzelne Strophen vor sich hin.

Der Wald fing an, lichter zu werden, die freien Stellen waren häufiger und der Blick umfaßte einen weiteren Horizont; Alles deutete an, daß man die Bäume bald hinter sich haben werde.

Rechts und links zeigten sich indessen leichte Erdanschwellungen und der Weg, welchen die Caravane verfolgte stieg allmählich bergan und war von immer höheren Bergen eingefaßt.

„Haben wir die Ausläufer des Gebirges schon erreicht?“ fragte der Capitain.

„Noch nicht,“ antwortete der Führer.

„Wir befinden uns aber zwischen zwei Anhöhen.“

„Ja, aber sie sind nicht besonders hoch.“

„Das ist wahr; wenn ich mich aber nicht irre, werden wir bald in eine Schlucht gelangen.“

„Ja, sie ist aber unbedeutend.“

„Das hättet Ihr mir sagen sollen.“

„Warum das?“

„Damit ich einige Kundschafter vorausschickte.“

„Das ist wahr, dazu ist aber noch Zeit, wenn Ihr wollt, denn am Ausgange jener Schlucht befinden sich Diejenigen, welche uns erwarten.“

„Wir sind also angekommen?“

„Bald.“

„So wollen wir uns beeilen.“

„Ich bin es zufrieden.“

Sie ritten weiter.

Plötzlich hielt der Führer sein Pferd an.

„Sehet doch dorthin, Capitain," sagte er, „ist es nicht ein Flintenlauf, der dort im Sonnenschein blitzt?"

Der Capitain blickte rasch nach der angegebenen Richtung auf.

Im selbigen Augenblicke krachte es zu beiden Seiten des Weges und ein Kugelregen entlud sich über der Caravane.

Ehe der über einen so schändlichen Verrath entrüstete Capitain eine Pistole aus dem Gürtel gezogen hatte, stürzte er mit seinem Pferde, das durch die Brust geschossen war, zu Boden.

Der Führer war verschwunden, ohne daß es möglich gewesen wäre, zu ergründen, auf welche Weise er entkommen sei.

Siebentes Kapitel.

John Davis.

John Davis, der frühere Sklavenhändler besaß zu eiserne Nerven, um von solchen Auftritten, wie diejenigen, welchen er im Laufe des Tages beigewohnt und bei welchen er thätigen Antheil genommen und sich sogar in großer Gefahr befunden hatte, besonders erschüttert zu werden.

Nachdem er den Blauen Fuchs verlassen, ritt er eine Zeit lang im Galopp weiter, indem er die Richtung einschlug, die ihn zum Jaguar führen sollte. Allmählich aber überließ er sich seinen Gedanken und sein Pferd, welches mit der bewunderungswürdigen Klugheit die jenen edlen Thieren eigen ist, merkte, daß sich sein Reiter nicht um es bekümmerte, mäßigte allmählich seinen Schritt und bewegte sich endlich mit gesenktem Kopfe nur langsam vorwärts, indem es hie und da einige Grashalme, oder Blätter abzupfte.

Das Benehmen einer der Personen, mit welchen John Davis an jenem verhängnißvollen Morgen in

Berührung gekommen war, erregte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Derjenige, welcher das Glück hatte, die Neugierde des Amerikaners so stark zu reizen, war kein Anderer, als der weiße Scalpjäger.

Der heldenmüthige Widerstand, welchen der einzelne Mann einer Schaar von Feinden entgegenstellte, sowie seine herkulische Kraft und die Gewandtheit, mit welcher er sein Pferd lenkte, kam dem Sclavenhändler wunderbar, fast übernatürlich vor.

An den Bivuacfeuern in der Prairie hatte er die merkwürdigsten und übertriebensten Schilderungen über jenen Jäger aus dem Munde der Indianer vernommen, welchen er einen Schrecken einflößte, den er jetzt, nachdem er den Mann selbst gesehen, vollkommen begreiflich fand. Spottete jener Mann doch der Waffen, die auf seine Brust gerichtet waren und wie groß auch die Zahl seiner Gegner sein mochten, ging er stets unversehrt aus dem Kampfe mit ihnen hervor. Kurz, es hatte fast den Anschein, als ob er viel mehr ein böser Geist, als ein menschliches Wesen sei. John Davis schauderte bei dem Gedanken und freute sich um so mehr aus der gefährlichen Begegnung mit dem Jäger wohlbehalten hervorgegangen zu sein.

Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß es auf der Welt kein abergläubischeres Volk geben kann, wie die Nord-Amerikaner. Die Sache ist leicht zu erklären: Jenes Volk ist wie das Kleid des Hanswurstes aus den buntesten und grellsten Gegensätzen zusammengestellt

und fast alle Völker der alten Welt haben ihren Theil dazu beigetragen. Jeder neue Einwanderer hat nicht nur seine Laster und Leidenschaften, sondern auch seine Meinungen und den lächerlichsten abgeschmacktesten Aberglauben mit sich nach Amerika gebracht und zwar um so mehr, als die Mehrzahl der Auswanderer, welche zu verschiedenen Zeiten eine Zuflucht in Amerika gesucht, der ungebildetsten Klasse der Gesellschaft angehörten. Man muß übrigens gestehen, daß die Nord-Amerikaner in dieser Hinsicht nicht aus der Art geschlagen sind, sondern die Rohheit und Unwissenheit ihrer Vorväter getreulich beibehalten haben.

Man wird sich leicht vorstellen können, welche Menge von Hexen- und Gespenstergeschichten in Nord-Amerika im Umlaufe sind und welche Zusätze und Veränderungen jene Legenden, welche von Mund zu Munde gehen und sich mit der Zeit verschmelzen in einem Lande erhalten haben, wo der Anblick der erhabenen Natur den Geist träumerisch und schwermüthig stimmt.

So freigeistig sich John Davis auch zu sein rühmte, besaß er gleich allen seinen Landsleuten eine starke Dosis Aberglauben und der Mann, welchen der Anblick mehrerer auf seine Brust gerichteter Flinten nicht geschreckt haben würde, bebte vor Furcht, wenn des Nachts ein abgestorbenes Blatt auf seine Schulter fiel.

Sobald übrigens John Davis dem Gedanken Raum gab, daß der weiße Scalpjäger ein böser Geist oder wenigstens ein Hexenmeister wäre; hielt er den-

selben fest und bald hatte sich die Vermuthung in eine Ueberzeugung verwandelt. Sobald er darüber mit sich im Reinen war, fühlte er sich bedeutend erleichtert; er fand die gewohnte Gemüthsruhe wieder und der Druck, der auf seinem Geiste gelastet, verschwand wie durch Zauberei. Er hatte sich jetzt ein Urtheil über jenen Mann gebildet, und wenn ihm der Zufall wieder mit demselben zusammenführen sollte, wußte er, wie er sich gegen ihn zu benehmen habe.

In seiner Freude zu einem befriedigenden Schlusse gekommen zu sein, blickte er vergnügt auf und warf einen forschenden Blick um sich, in der Absicht sich zu orientiren, wo er sich befinde.

Er befand sich ziemlich in der Mitte einer weiten, hügeligen Ebene, die mit hohem Grase bewachsen und hie und da mit einzelnen Gruppen Mahagonie-Eichen und peruanischer Palmen bedeckt war.

Plötzlich richtete er sich im Sattel in die Höhe, hielt die Hand vor die Augen, um besser sehen zu können und schaute aufmerksam vor sich hin.

Ohngefähr eine halbe Stunde von der Stelle, wo er hielt, ein wenig zur Rechten, in der Richtung, welche er selbst einzuschlagen gedachte, bemerkte er eine dünne Rauchsäule, die aus einem Dickicht von Mastixbäumen, Aloe's und Mezquiten aufstieg.

Wenn man in der Wildniß einen Rauch am Wege erblickt, so giebt derselbe stets Stoff zu bedeutendem Nachdenken.

Eine Rauchsäule deutet gewöhnlich auf ein Feuer an welchem mehrere Menschen lagern.

In der Prairie ist der Mensch insofern schlimmer daran, als die Raubthiere, als er nichts mehr fürchtet, wie ein Zusammentreffen mit seines Gleichen, denn es ist hundert gegen eins zu wetten, daß er einen Feind vor sich hat.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß John Davis auf das Feuer zuzureiten. Er war nicht nur von heftigem Hunger geplagt, indem er seit Früh nichts genossen hatte, sondern fühlte sich auch stark ermüdet. Nachdem er seine Waffen genau untersucht hatte, um sich derselben im Nothfalle bedienen zu können, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt, indem er sich aus Furcht vor einem Ueberfalle aufmerksam umsah, in gerader Richtung auf das Feuer zu.

Nach zehn Minuten hatte er sein Ziel erreicht, aber ohngefähr funfzig Schritt vor dem Dickicht mäßigte er den Schritt seines Pferdes und legte seinen Rifle quer vor sich über den Sattel. Die sorgenvolle Miene verschwand und er ritt lächelnd und mit dem freundlichsten Gesichte, das ihm zu Gebote stand, auf das Feuer zu.

In der Mitte einer dichten Baumgruppe, deren erquickender Schatten dem Reisenden eine willkommene Zuflucht bot, saß ein Mann, der die Uniform der mexikanischen Dragoner trug, nachlässig an einem Feuer, über welchem er seine Mahlzeit zubereitete und rauchte

eine Mais-Cigarrette. Eine lange, mit einem flatternden Bande verzierte Lanze lehnte neben ihm am Stamme eines Mezquite, während ein vollständig aufgezäumtes Pferd, dem man aber das Gebiß abgenommen hatte, die jungen Blätter der Bäume und das saftige Gras der Prairie friedlich abweidete.

Der Mann mochte ohngefähr sieben- bis achtundzwanzig Jahr alt sein. Ein Paar kleine, blitzende Augen blickten aus dem kupferfarbenen Gesichte, das die indianische Abstammung nicht verläugnen konnte und erhöhten den listigen Ausdruck seiner Züge.

Er hatte den Reiter, der auf sein Lager zukam, schon längst gesehen, schien demselben aber keine besondere Beachtung zu schenken, und nachdem er die einzige Vorsicht gebraucht, sich zu überzeugen, ob sein Säbel leicht aus der Scheide zu ziehen sei, fuhr er ruhig fort, zu rauchen und seine Mahlzeit zu überwachen. Als John Davis nur noch wenige Schritte von dem Soldaten entfernt war, hielt er sein Pferd an, griff an den Hut und sagte:

„Ave Maria, purissima!“

„Sin peccado concebida!“ antwortete der Dragoner, indem er den Gruß des Amerikaners erwiederte.

„Santas tardes!“ entgegnete Jener.

„Dios las de a V^m. buenas!“ entgegnete der Soldat schnell.

Nachdem jene herkömmlichen Grüße ausgetauscht

worden, war das Eis gebrochen und die Bekanntschaft angeknüpft.

„Steigt vom Pferde, Caballero," sagte der Dragoner, „denn die Hitze ist drückend in der Prairie; hier habe ich kühlen Schatten und in jenem kleinen Tiegel bereite ich Cecina, nebst rothen Bohnen mit Pfeffer, die Ihr nicht verschmähen werdet, wenn Ihr mir die Ehre erweisen wollt, meine Mahlzeit mit mir zu theilen."

„Ich nehme Eure freundliche Einladung von Herzen an, Caballero," antwortete der Amerikaner lächelnd; „und zwar um so lieber, als ich gestehen muß, daß ich fast vollständig verhungert bin und vor Müdigkeit fast umfalle."

„Caraï! dann freue ich mich des glücklichen Zufalles, der uns zusammenführt. Steigt ungesäumt vom Pferde."

„Das will ich gern."

Der Amerikaner stieg jetzt ab, nahm seinem Thiere das Gebiß ab und während sich das edle Thier sofort zu seinem Gefährten gesellte, ließ sich sein Herr mit einem Seufzer der Befriedigung neben dem Dragoner auf dem Grase nieder.

„Ihr scheint einen langen Ritt zurückgelegt zu haben, Caballero," bemerkte der Soldat.

„Ja," entgegnete der Amerikaner, „ich sitze bereits seit zehn Stunden auf dem Pferde und habe mich noch dazu den ganzen Morgen geschlagen."

„Cristo! Da habt Ihr ein schweres Stück Arbeit gehabt."

„Das kann man dreist behaupten, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, denn ich kann bei meiner Jägerehre versichern, daß ich mich noch nie so sehr habe anstrengen müssen."

„Ihr seid ein Jäger?"

„Aufzuwarten."

„Es ist ein schöner Beruf," sagte der Soldat seufzend; „ich habe ihn früher auch betrieben."

„Und bereuet wohl, ihn aufgegeben zu haben?".

„Alle Tage meines Lebens."

„Das begreife ich. Hat man das Leben in der Wildniß einmal kennen gelernt, so möchte man es nicht wieder aufgeben."

„Freilich!"

„Warum seid Ihr abgegangen, wenn Euch das Handwerk gefiel?"

„Das ist es eben," sagte der Soldat, „die Liebe ist Schuld daran!"

„Wie so die Liebe?"

„Ja, eine Chola, in die ich so albern war, mich zu verlieben, hat mich überredet, mich anwerben zu lassen."

„Was Teufel!"

„Ja, und kaum hatte ich die Uniform angelegt, so erklärte sie mir, daß sie sich in mir geirrt habe; daß ich in dem Aufzuge weit häßlicher sei, als sie erwartet habe, kurz, sie ließ mich sitzen, um einem Arriero nachzulaufen."

Der Amerikaner konnte sich nicht enthalten, über die sonderbare Geschichte zu lachen.

„Ist das nicht traurig?“ fragte der Soldat.

„Sehr traurig,“ antwortete John Davis, der vergebens bemüht war, seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Was kann es helfen!“ fügte der Soldat schwermüthig hinzu, „die Welt besteht aus lauter Falschheit. Aber,“ fuhr er in verändertem Tone fort, ich glaube, daß unsere Mahlzeit fertig ist. Es verbreitet sich ein gewisser Duft, der mir verkündet, daß es Zeit ist, den Tiegel vom Feuer zu nehmen.“

Da John Davis gegen dieses Vorhaben des Soldaten nichts einzuwenden wußte, schritt Letzterer sofort zur Ausführung desselben. Der Tiegel wurde vom Feuer genommen, vor die beiden Tischgenossen gesetzt und dem Inhalte desselben so wacker zugesprochen, daß er trotz seines ansehnlichen Umfanges bald geleert war.

Die treffliche Mahlzeit wurde durch catalonischen Refino ergänzt, mit welchem der Soldat reichlich versehen zu sein schien.

Den Beschluß machte die unvermeidliche Cigarette, die bei keiner spanisch-amerikanischen Mahlzeit fehlen darf, worauf der reichliche Genuß der schmackhaften Speise die beiden Männer in die beste Stimmung versetzte, ihre Herzen gegen einander auszuschütten.

„Ihr scheint ein vorsichtiger Mann zu sein, Caballero,“ bemerkte der Amerikaner, indem er theils durch die Nase, theils durch den Mund eine ungeheure Rauchwolke von sich blies.

„Es ist eine Gewohnheit von meiner Jägerzeit her, denn die Soldaten sind weit entfernt, so sorgsam zu sein.“

„Je länger ich Euch ansehe, um so unbegreiflicher erscheint es mir, daß Ihr im Stande gewesen seid, einen so undankbaren Beruf, wie den des Soldaten zu erwählen.“

„Gegen sein Schicksal kann sich Niemand auflehnen und dann ist es unmöglich, die Uniform zum Teufel zu schicken. Uebrigens habe ich Aussicht, binnen Jahresfrist zum Cabo zu avanciren.“

„Das ist freilich, wie ich gehört habe, ein schöner Posten und muß gut bezahlt werden.“

„Die Bezahlung wäre gut genug, wenn wir sie bekämen.“

„Wie so, wenn Ihr sie bekämt?“

„Freilich! . . . Die Regierung scheint nicht bei Casse zu sein.“

„So dient Ihr auf Credit?“

„Wir müssen schon.“

„Teufel! Verzeiht aber meine Fragen, die Euch sehr zudringlich vorkommen werden.“

„Keineswegs. Fragt nur zu, wir reden ja als gute Freunde mit einander.“

„Wovon lebt Ihr denn?“

„Wir haben den Ertrag des Casuel.“

„Des Casuel! Was heißt das?“

„Wißt Ihr es nicht?“

„Ich muß meine Unwissenheit bekennen."

„So will ich es Euch erklären."

„Ich werde es Euch Dank wissen."

„Es kommet hin und wieder vor, daß uns unser General oder Capitain einen besonderen Auftrag giebt."

„Jawohl."

„Ein solcher Auftrag wird besonders bezahlt; je gefährlicher er ist, um so größer ist die Belohnung."

„Alles auf Credit?"

„Nein, zum Teufel; voraus."

„Das klingt schon besser."

„Nicht wahr?"

„Und bekommt Ihr zuweilen solche Aufträge?"

„Häufig; besonders zur Zeit eines Pronunciamento."

„Ja, es ist aber ziemlich ein Jahr her, seitdem sich kein General erklärt hat."

„Leider."

„Da seid Ihr wohl ausgebeutelt?"

„Nicht ganz."

„Habt Ihr Aufträge gehabt?"

„Ich habe augenblicklich einen solchen."

„Der gut bezahlt wird?"

„Genügend."

„Ist es unbescheiden, wenn ich frage, wie viel Ihr bekommen habt?"

„Keineswegs. Man hat mir fünfundzwanzig Unzen bezahlt."

„Cristo! Das ist ein schöner Zehrpfennig. Der Auftrag muß gefährlich sein, weil er so viel einbringt.“

„Er ist nicht ungefährlich.“

„Dann seht Euch vor!“

„Dank für den guten Rath, ich habe aber nicht viel auf's Spiel zu setzen; es handelt sich nur darum, einen Brief abzugeben.“

„Wenn es freilich nur ein Brief ist . . .“ bemerkte der Amerikaner gleichgültig.

„Er ist aber wichtiger, als Ihr meint.“

„Wirklich?“

„Allerdings, denn es handelt sich um mehrere Millionen.“

„Was sagt Ihr da?“ rief John Davis aus und erbebte unwillkürlich.

Der Jäger hatte seit seinem Zusammentreffen mit dem Soldaten allmählig darauf hingearbeitet, die Ursache zu ergründen, die ihn in jene öde Gegend geführt habe, denn die Nähe eines einzelnen Dragoners in der Prairie kam ihm sehr verdächtig vor. Er sah daher mit Vergnügen, wie bereitwillig er in die Schlinge ging, die er ihm gestellt hatte.

„Ja,“ fuhr der Soldat fort, „der General Rubio, dessen Assistent ich bin, schickt mich als Staffette dem Capitain Melendez entgegen, der jetzt eine Conducta de Plata leitet.“

„Glaubt Ihr?“

„Caraï! Ob ich es glaube, ich sage Euch ja, daß ich den Brief bei mir habe."

„Das ist ja wahr; in welcher Absicht schreibt denn der General an den Capitain?"

Der Soldat blickte den Jäger eine Zeit lang listig an, und nahm dann plötzlich einen andern Ton an.

„Wollt Ihr ehrlich Spiel spielen?" fragte er, indem er ihn scharf ansah.

Der Jäger lächelte.

„Schön!" fuhr der Soldat fort, „ich glaube, daß wir uns verständigen werden."

„Warum nicht? Unter Caballero's kommt Alles auf die Bedingungen an. Wir spielen also ehrlich Spiel, nicht wahr?"

„Darüber sind wir einig."

„Gesteht, daß Ihr gern den Inhalt des Briefes wissen möchtet."

„Aus reiner Neugierde, das versichere ich."

„Davon bin ich im Voraus überzeugt; wohlan, es steht bei Euch, ihn zu erfahren."

„Das werde ich mir nicht zwei Mal sagen lassen; laßt Eure Bedingungen hören."

„Sie sind einfach genug."

„Nennt sie immerhin."

„Seht mich genau an; erkennt Ihr mich nicht?"

„Nein, wahrlich nicht."

„Daran erkenne ich, daß ich ein besseres Gedächtniß habe, wie Ihr."

„Das ist möglich.“

„Ich erkenne Euch.“

„Ihr?“

„Vollkommen.“

„Ihr werdet mich irgendwo gesehen haben.“

„Höchst wahrscheinlich; darum handelt es sich aber jetzt nicht. Die Hauptsache ist, daß ich erfahre, wer Ihr seid?“

„Ein einfacher Jäger, weiter nichts.“

„Ja, und ein vertrauter Freund des Jaguar.“

„Was!“ rief der Jäger verwundert aus und sprang auf.

„Erschreckt nicht wegen einer solchen Kleinigkeit antwortet mir nur: Ist es wahr, Ja oder Nein?“

„Es ist wahr; ich wüßte nicht, weshalb ich es gegen Euch leugnen sollte.“

„Daran würdet Ihr allerdings Unrecht thun. Wo ist der Jaguar jetzt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Das heißt: Ihr wollt mir es nicht sagen.“

„Ihr habt es errathen.“

„Gut. Könnt Ihr mich zu ihm führen, wenn ich Euch darum bitte?“

„Ich wüßte nicht, warum ich es nicht thun sollte, wenn es nämlich der Mühe werth ist.“

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß es sich um mehrere Millionen handle?“

„Allerdings; Ihr habt mir es aber nicht bewiesen.“

„Ihr besteht also auf einen solchen Beweis?"

„Allerdings."

„Das hat seine Schwierigkeiten."

„Keineswegs."

„Wie so?"

„Mein Gott, ich bin ein umgänglicher Mensch und will nur für meine Person eine Sicherstellung haben: Zeigt mir den Brief, das genügt mir."

„Damit werdet Ihr zufrieden sein?"

„Gewiß, und zwar um so mehr, als ich die Handschrift des Generals kenne."

„Wenn das der Fall ist, so bin ich es zufrieden." Bei diesen Worten zog er einen umfangreichen Brief aus der Brusttasche, hielt ihn dem Amerikaner hin, behielt ihn aber in der Hand und sagte: „Sehet."

Letzterer betrachtete ihn aufmerksam und der Soldat fragte.

„Nicht wahr, es ist die Schrift des Generals?"

„Ja."

„Wollt Ihr mich jetzt zu dem Jaguar bringen?"

„Sobald Ihr wollt."

„Nun denn sogleich."

„Ich bin es zufrieden."

Beide Männer sprangen zu gleicher Zeit auf, legten ihren Pferden das Gebiß wieder an, schwangen sich in den Sattel und verließen den schattigen Ruhepunkt in gestrecktem Galopp.

Achtes Kapitel.

Das Uebereinkommen.

Die beiden Abenteurer ritten munter neben einander her, unterhielten sich vom Regen und Sonnenschein, theilten sich die Neuigkeiten der Wildniß mit, nämlich die Erlebnisse der Jagd und der Scharmützel mit den Indianern und besprachen die politische Lage des Augenblicks, welche seit einigen Monaten für die mexikanische Regierung eine ernste und beunruhigende Wendung genommen hatte.

Während sie von einem Gegenstande zum anderen übersprangen und sich Fragen vorlegten, deren Antwort sie nicht abwarteten, hatte ihr Gespräch keinen anderen Zweck, als die heimliche Unruhe zu verbergen, welche Jeder empfand.

Während der vorhergegangenen Verhandlung hatte Jeder mit List gesucht, die Geheimnisse des Anderen zu entlocken, und während der Jäger den Soldaten auf versteckte Weise zum Verrath zu verleiten suchte, ging dieser, dem eine Gelegenheit, sein Geheimniß zu verkaufen,

willkommen war, bereitwillig auf seine Absichten ein. Das Resultat dieses Wettkampfes der Hinterlist war, daß Beide sich einander gewachsen fühlten und Jeder die Absicht erreichte, die er verfolgte.

Darum handelte es sich aber ihrer Meinung nach nicht mehr; wie bei allen abgestumpften Naturen war der Erfolg, statt sie zu befriedigen, nur eine Quelle des Argwohns und Mißtrauens. John Davis fragte sich innerlich, aus welchem Grunde der Dragoner seine Geheimnisse so bereitwillig verrathe, ohne sich zuvor bedeutende persönliche Vortheile zu sichern.

Denn in Amerika wird mit Allem gehandelt und die Niederträchtigkeit ist ein besonders lukrativer Artikel.

Der Dragoner hingegen war der Meinung, daß der Jäger seinen Worten sehr schnell vertraut habe und je näher sie dem Lager der Grenzstreifer kamen, je unruhiger wurde er trotz der freundschaftlichen Reden seines Begleiters, denn er fing an zu fürchten, daß er blindlings in eine Falle gegangen und sich unbesonnener Weise einem Mann anvertraut habe, dessen Ruf nicht geeignet war, ihn zu beruhigen.

Das war die Stimmung, in welcher sich beide Abenteurer kaum eine Stunde, nachdem sie die Stelle verlassen hatten, wo sie sich so zufällig getroffen hatten, befanden.

Indessen bemühte sich ein Jeder seine geheime Besorgniß zu verbergen und in ihrem Aeußeren war nichts davon zu sehen. Im Gegentheile, sie begegneten einander

mit verdoppelter Höflichkeit und Dienstfertigkeit und verkehrten vielmehr wie zwei liebende Brüder mit einander, die entzückt sind, sich nach langer Trennung wieder zu finden, als wie zwei Männer, die sich vor kaum zwei Stunden zum ersten Male angeredet hatten.

Die Sonne war seit ohngefähr einer Stunde untergegangen und es war vollständig Nacht, als sie die Bivouakfeuer des Lagers des Jaguar in geringer Entfernung durch das Dunkel leuchten und die nächste Umgebung mit ihrem phantastischen Scheine erhellen sahen, wodurch die wilde Prairielandschaft ein Gepräge ursprünglicher Hoheit erhielt.

„Wir sind angekommen,“ sagte der Jäger, indem er sein Pferd anhielt und sich zu seinem Gefährten wandte; „es hat uns noch Niemand gesehen und Ihr könnt jetzt noch zurück treten, ohne fürchten zu müssen, verfolgt zu werden. Was beschließt Ihr?“

„Canarios! Kamerad,“ antwortete der Soldat, indem er verächtlich die Achseln zuckte, „ich bin nicht so weit hergekommen, um vor der Thür stehen zu bleiben. Erlaubt mir, Euch mit aller Achtung, die ich Euch schuldig bin, darauf aufmerksam zu machen, daß mir Eure Bemerkung mindestens sehr sonderbar vorkommt.“

„Ich war es mir selbst schuldig, Euch zu warnen, denn wer weiß, ob Ihr morgen nicht den gewagten Schritt bereuen werdet, welchen Ihr heute unternehmt.“

„Das mag sein; indessen wage ich es auf diese

Gefahr hin, mein Entschluß ist unwiderbringlich gefaßt. Vorwärts also in Gottes Namen."

„Wie Ihr wollt, Caballero; in wenigen Minuten werdet Ihr vor demjenigen stehen, den Ihr zu sprechen wünscht und könnt Euch mit ihm verständigen; mein Geschäft ist beendet."

„Ich habe Euch nur noch meinen wärmsten Dank zu sagen," antwortete der Soldat lebhaft; „wir wollen uns aber nicht länger hier aufhalten, man könnte uns bemerken und uns eine Kugel entgegen schicken, was mir, wie ich bekenne, nicht sehr erwünscht sein würde."

Ohne zu antworten spornte der Jäger sein Pferd an und sie ritten weiter.

Bald befanden sie sich in dem durch die Lagerfeuer erfüllten Raume; im nämlichen Augenblicke hörte man einen Hahn spannen und eine rauhe Stimme befahl ihnen in des Teufels Namen still zu stehen."

Obwohl die Weisung in keinem sehr höflichen Tone, sondern ziemlich gebieterisch erfolgte, hielten es die beiden Abenteurer doch für gerathen, dieselbe zu befolgen.

Mehrere bewaffnete Männer traten hinter der Verschanzung vor, näherten sich den Fremden und fragten, wer sie seien und was sie zu so später Zeit wünschten.

„Wer wir sind?" antwortete der Amerikaner, „gute Freunde, und was wir wollen? So schnell, wie möglich eingelassen werden."

„Das ist Alles recht gut und schön," entgegnete

Jener, „wenn Ihr aber Euren Namen nicht nennt, wird man Euch nicht sobald einlassen, und zwar um so weniger, als Einer von Euch eine Uniform trägt, welche keineswegs im Geruche der Heiligkeit bei uns steht."

„Schon gut, Ruperto," antwortete der Amerikaner, „ich bin John Davis und denke wohl, daß Ihr mich kennt. Laßt mich also unverzüglich ein, denn ich stehe für den Caballero, welcher dem Anführer eine wichtige Mittheilung zu machen hat."

„Willkommen, Meister John, nehmt mir es nicht übel, aber die Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit."

„Ja, ja," lachte der Amerikaner, „es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Ihr eine Unbesonnenheit begehen solltet, Compedu."

Sie ritten ohne weiteren Aufenthalt in das Lager.

Die Mehrzahl der Grenzstreifer lag schlafend am Feuer; nur eine Anzahl Posten standen an der Einfriedigung des Lagers und wachten über die allgemeine Sicherheit.

John Davis stieg vom Pferde und forderte seinen Begleiter auf, ein Gleiches zu thun; hierauf winkte er ihm, ihm zu folgen und führte ihn nach einem Zelte, durch dessen Leinwand ein matter unsicherer Lichtschein drang.

Vor dem Zelte angekommen, schlug der Jäger zweimal in die Hände und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Schlaft Ihr, Jaguar?"

„John Davis, mein alter Kamerad, seid Ihr es?" antwortete sogleich eine Stimme von innen.

„Ja."

„Tretet ein, ich erwarte Euch mit Ungeduld."

Der Amerikaner schob den Vorhang, der den Eingang verschloß, zurück und trat ein, der Soldat schlüpfte hinter ihm in das Zelt, worauf der Vorhang wieder herunter fiel.

Der Jaguar saß auf einem Bisamschädel und blätterte beim unsicheren Scheine eines Candil in einer umfangreichen Correspondenz; in einem Winkel des Zeltes lagen etliche Bärenfelle ausgebreitet, die wahrscheinlich als Lagerstätte dienten. Beim Anblicke der Eintretenden faltete der junge Mann seine Papiere wieder zusammen, verschloß sie in einem eisernen Kästchen, steckte den Schlüssel zu sich und warf einen besorgten Blick auf den Dragoner.

„Was bedeutet das, John?" sagte er, „bringt Ihr uns Gefangene mit?"

„Nein," antwortete der Angeredete, „der Caballero verlangt aus gewissen nur ihm bekannten Gründen Euch zu sprechen und ich habe geglaubt, seinem Wunsche nachkommen zu müssen."

„Gut, wir werden uns nachher mit ihm beschäftigen; was habt denn Ihr gethan?"

„Euren Auftrag besorgt."

„Es ist Euch also gelungen?"

„Vollkommen."

„Bravo, lieber Freund, erzählt mir doch davon."

„Wozu eine nähere Schilderung," antwortete der Amerikaner mit einem Seitenblicke auf den Dragoner, der gelassen und unbeweglich dastand.

Der Jaguar verstand ihn.

„Ihr habt Recht," sagte er, „laßt doch sehen, aus was für Stoff der Mann dort gemacht ist," und zu dem Soldaten gewendet, fügte er hinzu: „Tretet näher, Freund."

„Aufzuwarten, Capitain."

„Wie heißt Ihr?"

„Gregorio Felpa. Ich bin Dragoner, wie Ew. Gnaden an meiner Uniform sehen können."

„Aus welchem Grunde wünscht Ihr mich zu sprechen?"

„Um Euch einen wichtigen Dienst zu erweisen."

„Ich danke Euch, aber dergleichen Dienste pflegen verteufelt theuer zu sein und ich bin nichts weniger, als reich."

„Ihr werdet es bald sein."

„Ich will es hoffen. Welchen großen Dienst wünscht Ihr mir denn zu erweisen?"

„Ich werde es Euch in wenigen Worten erklären. Jede politische Frage hat zwei Seiten, je nach dem Standpunkte, von welchem aus man sie beurtheilt. Ich bin in Texas geboren und zwar als das Kind eines Nordamerikaners und einer Indianerin, woraus hervorgeht, daß ich die Mexikaner aufrichtig hasse."

„Zur Sache."

„Augenblicklich. Ich bin gegen meinen Willen Soldat und habe von dem General Rubio eine Depesche für den Capitain Melendez erhalten, in welcher er demselben einen Ort bezeichnet, wo er mit ihm zusammentreffen will, um den Rio Seco zu vermeiden, wo Ihr, wie es heißt, die Absicht habt, der Conducta aufzulauern und sie zu entführen."

„Oho!" sagte der Jaguar, der plötzlich aufmerksam wurde. „Woher wißt Ihr aber, was die Depesche enthält?"

„Auf die einfachste Weise. Der General setzt das größte Vertrauen in mich. Er hat mir die Depesche vorgelesen, weil ich überdieß beauftragt bin, dem Capitain als Führer nach dem Orte der Zusammenkunft zu dienen."

„Ihr verrathet also Euren Vorgesetzten?"

„Denkt Ihr so von meiner That?"

„Ich spreche vom Standpunkte des Generals aus."

„Und von dem Eurigen?"

„Das sollt Ihr erfahren, wenn unser Geschäft gelingt."

„Gut," entgegnete der Soldat gleichgültig.

„Wo habt Ihr die Depesche?"

„Hier ist sie."

Der Jaguar nahm sie, betrachtete sie aufmerksam, drehte sie in den Händen hin und her und machte Miene, sie zu erbrechen.

„Halt!" rief der Soldat lebhaft aus.

„Warum das?“

„Weil ich sie, wenn sie erbrochen ist, dem Capitain nicht mehr übergeben kann.“

„Wie meint Ihr das?“

„Ihr versteht mich nicht,“ sagte der Soldat mit schlecht verhehlter Ungeduld.

„Das ist wahrscheinlich,“ antwortete der Capitain.

„Schenkt mir nur fünf Minuten Gehör.“

„Redet.“

„Der dem Capitain bezeichnete Ort ist die Laguna del Venado. Ehe man dahin gelangt, muß man eine enge, dichtbewaldete Schlucht passiren.“

„Die Schlucht del Palo-Muerto, ich kenne sie.“

„Gut, Ihr verbergt Euch rechts und links in dem Dickicht und wenn die Conducta kommt, greift Ihr sie von allen Seiten zugleich an; vorausgesetzt, daß Eure Maßregeln gut getroffen sind, kann sie Euch unmöglich entgehen.“

„Ja, die Stelle ist für einen Handstreich sehr günstig; wer steht mir aber dafür, daß die Conducta jene Schlucht und nicht den Rio Seco passirt?“

„Ich.“

„Wie so Ihr?“

„Gewiß, ich werde ja als Führer dienen.“

„Jetzt verstehen wir uns ganz und gar nicht mehr.“

„Doch, im Gegentheile: Ich verlasse Euch jetzt, um zu dem Capitain zu gehen und ihm die Depesche zu überreichen. Wohl oder übel muß er mich zum Führer

nehmen und ich bringe ihn so sicher in Eure Hände, wie einen Novillo, den man zur Schlachtbank führt."

Der Jaguar warf dem Soldaten einen Blick zu, der auf dem Grunde seines Herzens lesen zu wollen schien.

„Ihr seid ein kecker Patron," sagte er; „ordnet aber die Ereignisse, wie mir scheint, etwas willkürlich. Ich kenne Euch nicht, sehe Euch jetzt zum ersten Male und zwar, verzeiht, wenn ich so unumwunden rede, um einen Verrath zu begehen. Wer steht mir für Eure Treue? Wenn ich einfältig genug bin, Euch ruhig abziehen zu lassen, habe ich keine Bürgschaft dafür, daß Ihr Euch nicht gegen mich wenden werdet."

„Mein eigner Vortheil bürgt dafür; wenn Ihr Euch durch meine Vermittelung der Conducta bemächtigt, zahlt Ihr mir fünfhundert Unzen aus."

„Das ist nicht zu viel; gestattet mir aber noch einen Einwand."

„Redet, Ew. Gnaden."

„Wie kann ich wissen, ob man Euch nicht das Doppelte geboten hat, um Euch meiner zu bemächtigen."

„Wie könnt Ihr das glauben!" rief er mit abwehrender Geberde aus.

„Wisset Ihr auch, daß schon seltsamere Dinge geschehen sind? Und so wenig mein Kopf auch werth sein mag, gestehe ich, daß ich so schwach bin, ihn behalten zu wollen. Ich sage Euch daher gleich, daß aus der Sache nichts werden kann, wenn Ihr mir keine bessere Sicherheit zu geben vermöget."

„Das wäre schade."

„Ich weiß es wohl, doch ist es Eure Schuld und nicht die meinige. Ihr hättet Euch besser vorsehen sollen, ehe Ihr zu mir kamt."

„Nichts kann Euch also überzeugen, daß ich es ehrlich meine?"

„Nichts."

„Wir müssen der Sache ein Ende machen," rief der Soldat ungeduldig aus.

„Ich bin es zufrieden."

„Wir sind darüber einig, Ew. Gnaden, daß ich fünfhundert Goldunzen von Euch bekomme?"

„Wenn ich mich durch Eure Vermittlung der Conducta de Plata bemächtige."

„Freilich!"

„Das verspreche ich."

„Das genügt, denn ich weiß, daß Ihr Euer Wort nie gebrochen habt."

Hierauf knöpfte er seine Uniform auf, nahm ein Päckchen, welches er an einer stählernen Kette um den Hals trug, ab und reichte es dem Capitain.

„Kennt Ihr das?" sagte er.

„Gewiß," antwortete der Jaguar, indem er sich fromm bekreuzte, „es ist eine Reliquie."

„Die der Papst selbst gesegnet hat, wie beifolgendes Attestat bezeugt."

„Das ist wahr."

Er legte die Reliquie in die Hände des Jaguar

legte dann den Daumen der rechten Hand kreuzweise über den der linken und sagte in festem, nachdrücklichem Tone:

„Ich, Gregorio Felpa, schwöre auf diese Reliquie, alle Bedingungen des Vertrags, welchen ich mit dem edlen Capitain, genannt der Jaguar, geschlossen habe, treulich zu erfüllen. Wenn ich meinen Eid breche, so leiste ich von heute an auf ewig Verzicht auf die Hoffnung, selig zu werden und weihe mich dem höllischen Feuer. Behaltet jetzt die kostbare Reliquie und gebt sie mir, wenn ich wiederkomme, zurück."

Der Capitain hing sie, ohne zu antworten, an seinen Hals.

Es ist ein seltsamer Zug des menschlichen Herzens, ein unbegreiflicher Widerspruch, daß jene Indianer, die trotz der erhaltenen Taufe im Grunde Heiden geblieben sind und die Gebräuche ihres Glaubens heimlich ausüben, alle ein festes Vertrauen auf Reliquien und Amulette setzen. Alle tragen dergleichen in kleinen Päckchen am Halse und jene ausschweifenden und verderbten Menschen, denen nichts heilig ist, die der edelsten Gefühle spotten und deren Leben eine Kette von Betrügereien und Verräthereien ist, haben eine so große Ehrfurcht vor jenen Reliquien, daß kein Fall bekannt ist, daß ein auf eine solche geleisteter Eid gebrochen worden wäre.

Wir überlassen es Anderen, den seltsamen Umstand

zu erklären und begnügen uns, das Vorhandensein desselben zu bestätigen.

Nachdem der Jaguar den Schwur des Soldaten vernommen, schwand sein Mißtrauen augenblicklich, um dem unbedingtesten Vertrauen zu weichen.

Der steife Ton der Unterhaltung verschwand, der Soldat nahm auf einem Bisamschädel Platz und die drei Männer beriethen sich einmüthig und freundschaftlich über die besten Mittel, welche man anwenden könne, um eine Niederlage zu vermeiden.

Der von dem Soldaten vorgeschlagene Plan war so einfach und leicht auszuführen, daß schon dadurch der Erfolg gesichert schien. Er wurde daher unverändert angenommen und sie verhandelten nur noch über die Nebenumstände.

Endlich trennten sich die drei Männer zu einer ziemlich vorgerückten Stunde der Nacht, um sich theils von den Strapazen des Tages zu erholen, zum Theil für den kommenden Tag vorzubereiten.

Gregorio schlief, wie man auf Spanisch sagt: a pierna suelta, d. h. in einem Zuge.

Ohngefähr zwei Stunden vor Sonnenaufgang beugte sich der Jaguar über den Schläfer und weckte ihn. Der Soldat sprang auf, rieb sich die Augen und war nach fünf Minuten so munter und aufgeweckt, als ob er achtundvierzig Stunden lang geschlafen hätte.

„Es ist Zeit aufzubrechen," sagte der Jaguar

halblaut; „John Davis hat Euer Pferd selbst gestriegelt und gesattelt, kommt.“

Sie traten aus dem Zelte; der Amerikaner hielt wirklich das Pferd des Soldaten beim Zügel und Letzterer schwang sich in den Sattel, ohne sich der Steigbügel zu bedienen, zum Beweise, daß er vollkommen ausgeruht sei.

„Beobachtet vor allen Dingen die größte Vorsicht,“ bemerkte der Jaguar, „erwägt sorgfältig Eure Worte und geringsten Bewegungen, denn Ihr werdet es mit dem tapfersten und schlauesten Officier der ganzen mexikanischen Armee zu thun haben.“

„Verlaßt Euch auf mich, Capitain. Canarios! Der Einsatz ist zu verlockend, als daß ich Gefahr laufen möchte, ihn einzubüßen.“

„Noch ein Wort.“

„Ich höre.“

„Richtet Euch so ein, daß Ihr die Schlucht erst bei einbrechender Dunkelheit erreicht, denn das trägt viel zum Gelingen eines Ueberfalles bei. Lebt jetzt wohl, Glück auf den Weg!“

„Ich wünsche ein Gleiches.“

Der Jaguar und der Amerikaner begleiteten den Dragoner bis an die Barriere, um ihn von den Vorposten anerkennen zu lassen, die ihn sonst wegen der Uniform unbarmherzig niedergeschossen haben würden.

Als er das Lager verlassen hatte, folgten sie ihm mit den Augen so lange sie seine dunkle Gestalt zwischen

den Bäumen hindurchschlüpfen sehen konnten, hinter welchen er bald verschwand.

„Das heiße ich einen ausgefeimten Schurken," sagte John Davis; „er ist ja durchtriebener als ein Opossum. Bei Gott, ein widerwärtiger Schlingel!"

„Bester Freund," antwortete der Jaguar sorglos, „es muß auch solche Leute geben, was sollte denn sonst aus uns werden?"

„Das ist wahr. Es sind nothwendige Uebel wie die Pest und der Aussatz. Aber gleichviel, ich bleibe bei meiner Meinung: es ist der ausgemachteste Spitzbube, den ich je gesehen habe und der Himmel weiß, welche Prachtexemplare mir im Laufe meines Lebens begegnet sind."

Einige Minuten später brachen die Grenzstreifer das Lager ab und bestiegen ihre Pferde um sich nach der Schlucht zu begeben, wo sie verabredeter Maßen mit Gregorio Felpa, dem Assistenten des General Rubio, dessen Vertrauen er in jeder Hinsicht so glänzend rechtfertigte, zusammentreffen sollten.

Achtes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Der Jaguar hatte seine Maßregeln so umsichtig getroffen und der Verräther, welcher die Conducta führte, so geschickt manövrirt, daß die Mexikaner buchstäblich in ein Wespennest gerathen waren, aus welchem zu entkommen schwer, wenn nicht unmöglich war.

Anfangs entmuthigte sie der Sturz ihres Führers, dessen Pferd zu Anfang des Treffens tödtlich verwundet zusammen brach, doch gehorchten sie sofort der Stimme ihres Capitains, dem es mit übermenschlicher Anstrengung gelungen war, sich bald wieder aufzuraffen und schaarten sich um die mit der Conducta de Plata befrachteten Maulthiere, indem sie dem Feinde entschlossen von allen Seiten die Spitze boten und bereit waren den kostbaren Schatz, den sie zu hüten hatten, wacker zu vertheidigen.

Die Escorte, welche der Capitain Melendez befehligte, war zwar nicht zahlreich, bestand aber durchaus aus alten bewährten Soldaten, die schon lange an den Kampf mit den Buschkleppern gewöhnt waren und für welche die kritische Lage, in die sie ihr böser Stern versetzt, nichts Außergewöhnliches hatte.

Die Dragoner waren vom Pferde gestiegen, warfen ihre langen Lanzen weg, welche in dem bevorstehenden Kampfe unbrauchbar waren, griffen nach ihren Büchsen und erwarteten mit vorgestrecktem Gewehre und die Augen auf das Gebüsch gerichtet, den Befehl zu feuern.

Der Capitain Melendez überblickte das Terrain; es war nichts weniger als günstig: rechts und links erhoben sich steile mit Feinden besetzte Abhänge; hinter ihnen hatte sich eine starke Truppe von Grenzstreifern hinter umgestürzten Baumstämmen aufgestellt, welche aus dem Boden gewachsen zu sein schienen und den Rückzug abschnitten und vor ihnen gähnte ein Abgrund, der ziemlich zwanzig Meter breit und unermeßlich tief war.

Jede Hoffnung, sich glücklich aus der gefährlichen Lage zu befreien, in welche sie eingezwängt waren, schien den Mexikanern benommen; nicht allein wegen der zahllosen Feinde, die sie von allen Seiten umgaben, als wegen der Oertlichkeit selbst. Nachdem der Capitain aber das Terrain aufmerksam gemustert hatte, blitzte sein Auge auf und ein düsteres Lächeln umspielte seinen Mund.

Die Dragoner kannten ihren Anführer schon lange, sie vertrauten auf ihn und als sie das flüchtige Lächeln auf seinem Gesichte bemerkten, fühlten sie sich ermuthigt.

Der Capitain hatte gelächelt, mithin hoffte er.

Es konnte sich freilich kein Mann unter der ganzen Truppe vorstellen, worin jene Hoffnung bestehe.

Nach dem ersten Feuer besetzten die Grenzstreifer die

Anhöhen, verhielten sich aber ruhig und begnügten sich, die Bewegungen der Mexikaner zu beobachten.

Der Capitain benutzte diese Frist, welche der Feind ihm großmüthig gestattete, um einige Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen und einen Operationsplan reiflicher zu überlegen.

Man lud die Maulthiere ab, schaffte die kostbaren Kisten so weit wie möglich vom Feinde entfernt, bei Seite, worauf man die Maulthiere und Pferde vor die Front der Soldaten führte und sie dergestalt aufstellte, daß sie den Leuten als eine Art Schutzwehr dienten. Letztere knieten nieder, bückten sich hinter die lebende Mauer und waren vor den feindlichen Kugeln dadurch gewissermaßen geschützt.

Nachdem jene Vorbereitungen getroffen und sich der Capitain durch einen letzten Blick überzeugt hatte, daß man seinen Befehlen pünktlich nachgekommen sei, wandte er sich zu no Bautista, dem Anführer der Arriero's und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Der Arriero äußerte eine lebhafte Verwunderung bei den Worten des Capitains, faßte sich aber rasch und nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ihr werdet gehorchen?" fragte Don Juan, indem er ihn scharf ansah.

„Auf Ehre, Capitain," antwortete der Arriero.

„Gut!" sagte der junge Mann aufgeräumt, „wir werden uns gut unterhalten, dafür stehe ich."

Der Arriero entfernte sich und der Capitain stellte sich an die Spitze seiner Soldaten.

Kaum hatte er seinen Posten eingenommen, als sich ein Mann auf dem Gipfel der rechts befindlichen Anhöhe zeigte; derselbe hielt eine lange Lanze in der Hand, an welcher ein Stück weißen Stoffes befestigt war.

„Oho!“ murmelte der Capitain, „was soll das heißen? Fürchtet er etwa, daß ihm seine Beute entgehen könnte? Holla!“ rief er ihm zu, „was wollt Ihr?“

„Unterhandeln,“ antwortete der Mann mit der Fahne kurz.

„Unterhandeln,“ fragte der Capitain, „weßhalb? Ich habe übrigens die Ehre, Officier der mexikanischen Armee zu sein und unterhandle nicht mit Räubern.“

„Seht Euch vor, Capitain, übelangebrachte Verwegenheit grenzt häufig an Prahlerei. Eure Lage ist verzweifelt.“

„Meint Ihr?“ antwortete der junge Mann in spöttischem Tone.

„Ihr seid von allen Seiten eingeschlossen.“

„Außer von einer.“

„Ja, doch befindet sich dort ein unübersteiglicher Abgrund.“

„Wer weiß?“ sagte der Capitain in demselben spöttischem Tone.

„Wollt Ihr mich anhören?“ entgegnete Jener, der anfing, ungeduldig zu werden.

„Zur Sache,“ sagte der Officier, „laßt Eure Vorschläge hören, dann sollt Ihr meine Bedingungen erfahren.“

„Welche Bedingungen?“ fragte der Parlamentair verwundert.

„Nun, bei Gott, diejenigen, welche ich gesonnen bin, Euch zu stellen.“

Ein homerisches Gelächter der Grenzstreifer beantwortete die stolzen Worte. Der Capitain blieb kalt und unerschüttert.

„Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Der Anführer der Leute, die Euch gefangen genommen haben.“

„Gefangen! Das glaube ich nicht; nun, wir werden ja sehen. Ihr seid also der Jaguar, jener grausame Räuber, dessen Namen an der Grenze allgemein verabscheut ist?“

„Ich bin der Jaguar,“ antwortete jener einfach.

„Gut. Was wollt Ihr von mir? Redet und faßt Euch kurz,“ sagte der Capitain, indem er die Spitze seines Degens auf seinen Fuß stützte.

„Ich will das Blutvergießen verhüten,“ sagte der Jaguar.

„Das ist recht lobenswerth von Euch, es scheint mir aber etwas spät, einen so guten Vorsatz zu fassen,“ sagte der Officier in spöttischem Tone.

„Hört, Capitain, Ihr seid ein tapfrer Officier und es würde mir leid thun, wenn Euch ein Unglück zustieße. Besteht nicht auf einem unmöglichen Kampfe, da Ihr sehet, daß Ihr von einem überlegenen Feinde von allen Seiten eingeschlossen seid. Jeder Widerstand

würde unverzeihliche Thorheit sein und würde nur zu einem allgemeinen Blutbade führen, bei welchem Eure ganze Truppe darauf gehen würde, ohne daß die geringste Aussicht vorhanden wäre, die Conducta zu retten, deren Anführer Ihr seid. Ergebt Euch, ich wiederhole es, Ihr habt kein anderes Rettungsmittel."

„Caballero!" entgegnete der Capitain in ernstem Tone, „ich danke Euch für Eure gute Absicht, denn ich bin Menschenkenner genug, um zu sehen, daß Ihr es jetzt aufrichtig meint."

„Ja," antwortete der Jaguar.

„Ich bin unglücklicher Weise gezwungen, Euch zu wiederholen, daß ich die Ehre habe, Officier zu sein und mich nie entschließen werde, meinen Degen einem Räuberhauptmann zu übergeben, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist; bin ich unbesonnen oder albern genug gewesen, mich in einen Hinterhalt locken zu lassen, so ist's um so schlimmer für mich und ich werde die Folgen unbedenklich auf mich nehmen."

Die beiden Redner waren allmählich näher gekommen und standen jetzt neben einander.

„Ich begreife, Capitain, daß Euch Eure Soldatenehre unter gewissen Umständen zwingen kann, selbst unter ungünstigen Bedingungen einen Kampf zu wagen, hier ist aber die Sache anders; alle Umstände sind gegen Euch und Eure Ehre kann durch eine Nachgiebigkeit, welche das Leben Eurer sämmtlichen Soldaten rettet, nicht beeinträchtigt werden."

„Und Ihr habt überdieß den Vortheil, Euch der ersehnten Beute ohne Schwertstreich zu bemächtigen, nicht wahr?“

„Jene Beute kann uns auf keinen Fall entgehen.“

Der Capitain zuckte die Achseln.

„Ihr seid von Sinnen,“ sagte er und wie alle Diejenigen, welche an die Kämpfe der Prairien gewöhnt sind, habt Ihr zu schlau sein wollen und seid dadurch über das Ziel hinaus gegangen.“

„Wie so?“

„Lernt mich jetzt kennen, Caballero: Ich bin ein Cristiano viejo, stamme von den alten Eroberern her und habe unverfälschtes, spanisches Blut in den Adern. Meine Leute sind mir Alle blind ergeben und werden sich auf einen Wink von mir für mich todtschlagen lassen. Wie vortheilhaft übrigens Eure Stellung auch sein mag und wie zahlreich Eure Leute, bedarf es doch einiger Zeit, ehe man fünfzig verzweifelte Männer umbringen kann, welche entschlossen sind, nicht um Gnade zu bitten.“

„Ja,“ sagte der Jaguar in dumpfem Tone, „endlich tödtet man sie aber doch.“

„Allerdings,“ entgegnete der Capitain gelassen, während Ihr uns aber abschlachtet, sollen die Arriero's, welche gemessenen Befehl von mir erhalten haben, die mit Geld gefüllten Kisten eine nach der anderen in den Abgrund hinunterwerfen, gegen welchen Ihr uns gedrängt habt.“

„Was!" rief der Jaguar mit schlechtverhehlter Entrüstung aus, „das werdet Ihr nicht thun, Capitain!"

„Und warum nicht, wenn ich bitten darf?" antwortete der Officier kaltblütig. „Im Gegentheil, ich werde es thun, das schwöre ich Euch bei meiner Ehre."

„Ach!"

„Was habt Ihr dann erreicht? Fünfzig Männer schändlich ermordet, ohne dadurch etwas anderes zu erzielen, als Eure Hände mit Blut zu beflecken."

„Rayo de Dios! Das ist ja Wahnsinn!"

„Nein, es ist einfach die logische Folge der Drohung welche Ihr gegen mich ausgesprochen habt. Wir werden freilich sterben, aber als wackere Soldaten und erfüllen bis zuletzt unsere Pflicht, indem das Geld gerettet sein wird."

„Also sind alle meine Bemühungen, einen friedlichen Ausgang herbei zu führen, fruchtlos?"

„Ein Mittel giebt es noch."

„Welches?"

„Laßt uns unangefochten weiterziehen und versprecht uns, uns auch ferner nicht zu beunruhigen."

„Nimmermehr! Das Geld ist mir unentbehrlich und ich muß es auf jeden Fall haben."

„So kommt und nehmt es."

„Das will ich thun."

„Wie Ihr wollt."

„Und möge Euer Blut, was ich gern geschont hätte, auf Euer eignes Haupt zurückfallen."

„Oder auf das Eurige.“

Sie trennten sich.

Der Capitain wandte sich zu seinen Leuten, welche nahe genug standen, um den Verlauf der Unterhandlung, welcher sie mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten genau zu verfolgen.

„Was beschließt Ihr, meine Kinder?“ fragte er sie.

„Wir wollen sterben!“ antworteten sie in festem, entschlossenen Tone.

„Es sei, wir sterben zusammen!“ Hierauf schwang er seinen Säbel über seinem Kopfe und rief: Dios y libertad! Viva Mejico!“

„Viva Mejico!“ wiederholten die Dragoner begeistert.

Die Sonne war unterdessen am Horizonte verschwunden und die Dunkelheit breitete sich wie ein Leichentuch über die Erde.

Der Jaguar kehrte erbittert über den schlechten Erfolg seiner Unterhandlung zu seinen Gefährten zurück.

„Nun!“ fragte John Davis, der seiner Rückkehr mit Ungeduld harrte, „was habt Ihr ausgerichtet?“

„Nichts, jener Mann ist verrückt.“

„Ich habe Euch ja gesagt, daß es ein eingefleischter Satan ist; glücklicher Weise kann er uns, er mag sich stellen, wie er will, nicht entgehen.“

„Darin irrt Ihr,“ entgegnete der Jaguar und stampfte zornig mit dem Fuße; „er mag leben oder sterben, so ist das Geld für uns verloren.“

„Wie so?“

Der Jaguar theilte ihm nun in wenigen Worten mit, was zwischen ihm und dem Capitain vorgefallen war.

„Verwünscht!“ rief der Amerikaner aus, „in dem Falle müssen wir uns beeilen.“

„Zum Unglück ist die schwarze Nacht und man sieht die Hand vor den Augen nicht.“

„Nun, so veranstalten wir eine Illumination vielleicht kommen die starrköpfigen Satane, welche wie Frösche krächzen, die nach Regen verlangen, zur Vernunft.“

„Ihr habt Recht, Fackeln her!“

„Es ist noch besser, wenn wir den Wald anbrennen.“

„Haha!“ lachte der Jaguar, „bravo! Wir wollen sie einräuchern, wie Moschusratten.“

Der teuflische Einfall wurde sofort verwirklicht, und bald umgab ein Flammengürtel den Gipfel der Anhöhe und verbreitete sich weiter in die Schlucht, wo die Mexikaner den Angriff ihrer Feinde ruhig erwarteten.

Die Erwartung dauerte nicht lange; bald begann ein heftiges Feuer, vermischt mit dem Geschrei und Geheul der Angreifer.

„Jetzt ist es Zeit,“ rief der Capitain aus.

Hierauf hörte man eine der Geldkisten in den Abgrund rollen.

In Folge der Feuersbrunst war es so hell, wie am Tage; keine der Bewegungen der Mexikaner entging ihren Feinden.

Letztere stießen einen Schrei der Wuth aus, als sie die Kisten eine nach der andern in den Abgrund rollen hörten.

Sie stürzten sich in vollem Laufe über die Soldaten her, welche sie mit vorgestrecktem Bajonette empfingen und keinen Fuß breit wichen.

Die Mexikaner, welche ihre Kugeln bis jetzt geschont hatten, gaben nun Feuer und streckten eine Menge von ihren Feinden zu Boden, wodurch die Reihen ihrer Angreifer in Verwirrung geriethen und sie unwillkürlich anfingen zu weichen.

„Vorwärts!“ heulte der Jaguar.

Seine Gefährten gingen mit verdoppelter Erbitterung vor.

„Haltet Stand! Es gilt zu sterben!“ rief der Capitain. „Wir wollen sterben!“ wiederholten die Soldaten einmüthig.

Jetzt begann der Kampf Mann gegen Mann, Brust gegen Brust, Angreifer und Angegriffene vermischten sich, drängten sich mit zornigem Geschrei und kämpften viel eher wie Raubthiere, als wie Menschen.

Die Arriero's, deren Zahl durch die feindlichen Kugeln allerdings bedeutend geschmolzen war, fuhren unverdrossen fort, ihre Pflicht zu thun. Kaum entfiel dem Einen der Hebel, wenn er tödtlich getroffen, niedersank, so griff schon ein Anderer nach der schweren Eisenstange und die Geldkisten stürzten ohne Unterlaß in den Abgrund, ungeachtet des wüthenden Geheules und der übermenschlichen Anstrengungen der Feinde, die vergebens bemüht waren, die Menschenmauer zu durchbrechen, welche ihnen den Zugang verwehrte.

Der Anblick des erbitterten Kampfes war furchtbar erhaben und die Schlacht, die bei dem hellen Scheine eines ganzen brennenden Waldes geschlagen wurde, bot ein erschütterndes Schauspiel.

Das Geschrei hatte aufgehört, das Gemetzel wurde stumm und erbittert fortgesetzt, nur zuweilen hörte man die gebieterische Stimme des Capitains, welcher wiederholt befahl:

„Rückt enger zusammen, schließt die Reihen!"

Die Reihen wurden geschlossen und die Menschen fielen ohne ein Wort der Klage, denn sie hatten ihr Leben verloren gegeben und kämpften nur so lange als erforderlich war, um kein vergebliches Opfer zu bringen.

Die Grenzstreifer, von dem Durst nach Beute angetrieben, bemühten sich vergebens, den hartnäckigen Widerstand zu brechen, welchen die Hand voll Leute leistete. Die heldenmüthigen Soldaten stützten sich einer auf den anderen, stemmten die Füße gegen die am Boden liegenden Leichen und schienen sich zu vervielfachen, um die Schlucht nach allen Seiten hin zu sperren.

Der Kampf konnte indessen jetzt nicht mehr lange dauern; höchstens zehn Mann standen noch von der ganzen Truppe des Capitains, die Uebrigen waren gefallen, aber Alle von vorn erschossen.

Sämmtliche Arriero's waren todt. Noch zwei Kisten standen am Rande des Abgrundes. Der Capitain warf einen raschen Blick um sich.

„Noch eine letzte Anstrengung, Kinder!" rief er aus, „nur noch fünf Minuten, um unser Werk zu vollenden."

„Dios y libertad!" riefen die Soldaten. Und obwohl sie ganz erschöpft waren, warfen sie sich doch unerschrocken in das dichteste Gewühl der Feinde.

Während einiger Minuten verrichteten jene zehn Männer wahre Wunder von Heldenmuth; endlich aber siegte die Ueberzahl und sie fielen alle.

Nur noch der Capitain überlebte seine Truppe!

Er hatte den Heldenmuth seiner Soldaten dazu benutzt, nach einem Hebel zu greifen und eine Kiste in den Abgrund zu rollen; die zweite, welche er bereits mit großer Anstrengung empor gehoben, bedurfte nur noch eines geringen Anstoßes, um gleichfalls hinab zu rollen, als plötzlich ein furchtbares Hurrah den Officier veranlaßte, aufzublicken.

Die Grenzstreifer kamen athemlos, unaufhaltsam wie Tiger, die nach Beute lechzen, heran.

„Ha!" rief Gregoria Felpa, der verrätherische Führer, vergnügt aus, indem er herbei gestürzt kam, „wenigstens die letzte ist unser!"

„Du lügst, Elender," entgegnete der Capitain. Er hob mit beiden Händen die schwere, eiserne Stange empor und zerschmetterte damit den Schädel des Soldaten, der lautlos todt zu Boden stürzte.

„Wer kommt jetzt heran?" sagte der Capitain, indem er seinen Hebel schwang.

Ein Geheul des Entsetzens erhob sich unter der Menge, welche eine Zeit lang zauderte.

Der Capitain ließ schnell den Hebel sinken und die Kiste neigte sich über den Abgrund.

Diese Bewegung gab der Wuth und dem Zorne der Grenzstreifer neue Nahrung.

„Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!" riefen sie und eilten auf den Officier zu.

„Halt!" rief der Jaguar vortretend aus. Er brach sich gewaltsam Bahn, warf jeden nieder, der sich ihm in den Weg stellte und schrie: „Es rühre sich Keiner von der Stelle, denn der Mann gehört mir!"

Bei dem Rufe der wohlbekannten Stimme blieben die Leute stehen.

Der Capitain hob seinen Hebel und die letzte Kiste verschwand im Abgrunde.

„Ergebt Euch, Capitain Melendez," sagte der Jaguar, indem er zu dem Officier trat.

Letzterer hatte seinen Säbel wieder in die Hand genommen.

„Jetzt ist's nicht mehr der Mühe werth," antwortete er, „und ich will lieber sterben."

„Dann wehrt Euch."

Beide Männer machten sich kampffertig. Es erfolgte ein wüthendes Säbelgeklirr und plötzlich schlug der Capitain durch eine rasche Bewegung seinem Gegner die Waffe aus der Hand. Ehe Jener sich von seinem Erstaunen erholt hatte, sprang der Capitain auf ihn zu und umfaßte ihn wie eine Schlange.

Beide Männer stürzten zu Boden.

Zwei Schritt hinter ihnen gähnte der Abgrund.

Das Trachten des Capitains ging dahin, den Jaguar an den Rand desselben zu drängen; Letzterer hingegen suchte sich aus der eisernen Umarmung seines Gegners zu befreien, dessen düstere Absicht er wahrscheinlich errieth.

Nach einem mehrere Minuten langen Ringen ließen die Arme, welche den Jaguar umfaßt hielten, allmählig los, die krampfhaft gespannten Finger des Officiers erschlafften und der junge Mann befreite sich mit verzweifelter Anstrengung aus den Händen seines Feindes und stand auf.

Kaum hatte er sich aber aufgerichtet, als der Capitain, der erschöpft, ja fast ohnmächtig zu sein schien, mit einem tigerartigen Satze aufsprang, seinen Gegner umfaßte und ihm einen heftigen Stoß versetzte.

Der Jaguar, der von dem eben erlittenen Falle noch betäubt war, und sich auf einen so heftigen Angriff nicht vorbereitet hatte, wankte, verlor das Gleichgewicht und stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

„Endlich!“ . . . rief der Capitain mit grausamer Freude aus.

Die Umstehenden erhoben ein Geschrei der Verzweiflung und des Entsetzens.

Beide Feinde waren im Abgrunde verschwunden.

Ende.

Schnellpressendruck von Ernst Stürke (C. Schumann) in Schneeberg.